

DIE WELTWOCHEN



Ballade eines Prinzen

Für die Nation, die ihn einst liebte, ist Harry bereits gestorben.

Julie Burchill

Gössi-Freisinn

Rette sich, wer kann. *Erik Ebnetter*

Die Palästinenser, das erfundene Volk

Wie das gefährlichste Märchen unserer Zeit in die Welt kam.

Pierre Heumann

Reto Knutti kontert:
Die «Weltwoche»
liegt beim Klima
wieder falsch

4 197407 006904 21





TANK
Cartier



Dianas Rache: Queen, Meghan, Harry. Seite 16



Kompass verloren: Petra Gössi. Seite 22



Phantomschmerz: Palästinenser. Seite 34

DIESE WOCHE

- 5 Editorial
- 6 Intern
- 8 Eilmeldung
Biotechnologischer Albtraum
- 9 Peter Rothenbühler
Lieber Gjon's Tears
- 10 Tagebuch
Bernhard Alpstaeg
- 12 Bern Bundeshaus
Christian Imark stürmt nach vorn
- 14 Blick in die Zeit
- 16 Ballade eines Prinzen
Der verwirrte Harry
- 19 Personenkontrolle
- 20 Mörgeli Denn Klima ist alles
- 20 Freipass zum Grabschen
Belästigungen im öffentlichen Raum
- 21 Peter Bodenmann
Endlich: Vegi-Burger und Labor-Fleisch
- 22 Gössi-Freisinn
Rette sich, wer kann
- 24 Naomi Campbell
Supermodel-Mutter mit 51
- 25 Blutige Schlacht im Ballenberg
Antifa im Familienidyll
- 26 Gerhard Schröder
«Leistung muss sein»
- 29 Kurt W. Zimmermann
Theorie und Praxis der Medienvielfalt
- 30 Grüne Wiesen statt grüne Politik
Toggenburger Bauern ausser sich
- 32 Die Krawallschachtel
Jan Böhmermann

- 33 Zürichs Elite zittert – ein wenig
Kandidatin Anne Keller
- 34 Die Palästinenser
Das erfundene Volk
- 35 Hamas will die totale Zerstörung Israels
- 36 Inside Washington
- 37 Joachim Starbatty
Deutschland kuschelt vor dem Euro
- 38 Hurra, die Schule brennt!
Privatschulen boomen.
- 39 Herodot
- 40 Naturgesetze sind keine Glaubenssache
Prof. Reto Knutti kontert der *Weltwoche*
- 42 Raketen aus Streichhölzern
Walter Bosch über Werner Wollenberger
- 43 Philipp Matthias Bregy
Oberwalliser Senkrechtstarter
- 44 Friedrich August von Hayek
Keiner sah die Freiheit klarer als er
- 47 Henryk M. Broder
«Nach der Pandemie ist vor der Pandemie»
- 48 Leserbrief
- 49 Nachrufe
Werner Kieser, Robert Marchand
- 50 Beat Gygi
Die Corona-Ökonomie erwacht

LITERATUR UND KUNST

- 51 Ikone der Woche
Françoise Gilot
- 52 Lehrjahre eines Warners
George Orwells Frühwerk

54 Bücher der Woche

- 57 Die Bibel
- 58 Balzac der Comics
Will Eisner
- 60 Pop Neil Young
- 60 Serien «Mythic Quest»
- 62 Klassik Proust in der Oper
- 62 Fernsehen SRF-«Literaturclub»
- 63 Jazz Nik Bärtsch

LEBEN HEUTE

- 64 Wunderbare Welt
- 64 Unten durch
- 65 Fast verliebt
- 66 Sehnsuchtsorte Ulithi im Pazifik
- 67 Lebensläufe Pizzaiola Santina Vaccaro
- 67 Thiel
- 68 Essen Ristorante Bindella
- 68 Wein
- 69 Motorrad Indian FTR R Carbon
- 69 Objekt der Woche
- 70 Zeitzeichen
- 70 Dr. M.
- 71 Mittagessen mit Bettina Walch
- 72 Ian Anderson
Rockstar und Unternehmer
- 74 Tamara Wernli
Nicht weil sie eine Frau ist

Fünfmal Nein ist ein Ja zur Schweiz

Beginnen wir mit der guten Nachricht: Der Bundesrat steht. Er weigert sich, das institutionelle EU-Rahmenabkommen zu unterzeichnen. Die Volksrechte bleiben vorerst gesichert.

Nein, es ist kein neuer Bundesbrief, den er gegen den Unterwerfungsvertrag aus Brüssel beschwört. Damals, vor über 700 Jahren, gelobten die Eidgenossen, keine «fremden Richter» über sich zu dulden.

Von diesen aufrechten Widerstandsgenossen sind die Wohlstandspolitiker, die heute in Bern den Ton angeben, weit entfernt. Knirpse auf den Schultern von Giganten.

Aber immerhin: Man erliegt fürs Erste nicht der Versuchung, sich bei der EU wohlig unterzubetten. Die Regierung verteidigt die Souveränität – das Recht der Bürger, die Gesetze selber zu bestimmen.

Eher beissen sich die Journalisten die Zunge ab, als dass sie den Urheber dieses Erfolgs benennen: Es ist die SVP, die seit Jahren einsam warnt. Und jahrelang verspottet wurde.

Heute hängen fast alle, die einst dafür waren, ihr Fähnchen nach dem neuen Wind. Das Versagen der Medien, die Gefahren dieses Vertrags zu sehen – sehen zu wollen –, ist gross.

Auch diesmal waren die Journalisten noch blinder als die Politiker. Darum mäkeln die Zeitungen jetzt vor allem an der Politik herum, um von sich selber abzulenken.

Die Gegner der institutionellen Anbindung haben Grund zum Feiern. Zurücklehnen können sie sich nicht. Die EU wird nicht ruhen. Dringend braucht sie das Geld der reichen Schweiz.

Nein: Nicht abschotten soll sich die Schweiz gegenüber der EU. Aber sie darf keine Verträge unterschreiben, die ihr fremdes Recht, fremde Richter oder fremde Guillotinen aufzwingen wollen.

Einstweilen drängen andere politische Geschäfte auf die Agenda. Am 13. Juni stimmen wir

über fünflandesweite Vorlagen ab. Wer eine freie Schweiz will, sagt fünfmal nein.

Das Covid-Gesetz gibt dem Staat Macht und den Geschädigten Geld. Es vermischt zwei Dinge, die nicht zusammengehören und über die man zusammen nicht abstimmen kann.

Wer gegen die Macht ist, aber für das Geld: Welche Antwort soll er in die Urne legen? Zusammengepappte Komposit-Gesetze sind ein Affront für die Bürger. Ablehnen.

Zwei Landwirtschaftsinitiativen wollen die Bauern, produzierende Unternehmer, durch Staatszwang zu Öko-Landschaftsgärtnern umbauen. Ein Unsinn auch dies.

Durch herbeigetrickste Zahlen reden sie den Leuten ein, das saubere Schweizer Wasser sei eine einzige giftige Kloake. Solche Lügen kön-

nen verfangen, in Zeiten selbstverständlichen Wohlstands.

Dann gibt es die, die den Bauern die Anwendung von Pestiziden, Unkrautvertilgern, verbieten wollen. Das ist so, als ob man der Schweiz die Anwendung von Medikamenten verbieten wollte.

Zu Recht steigen die Bauern, Schweizer Freiheitskämpfer, auf die Barrikaden gegen die Umwelttheoretiker aus Bern, die von einer rotgrünen Kommandowirtschaft träumen.

Geht es nach dem Wunsch der Politiker, können nicht genug Wege ins Bundeshaus führen. Der Vormarsch der Politik, die Ausbreitung des Staates ist beunruhigend.

Das ist der Grund, warum man auch dieses invasive Anti-Terror-Gesetz verneinen muss. Staatsanwälte, Schnüffler und Fahnder wollen sich mehr Macht zuschieben.

Mutmassliche Verdächtige sollen überwacht und eingesperrt werden dürfen, auch wenn sie noch gar keine Straftaten begangen haben?

Früher kannte man solche Szenarien nur aus Science-Fiction-Filmen. Heute droht die schweizerische Realität die Fiktion zu überholen.

Wir sind gegen den Ausbau des Spitzel- und Schnüffelstaates. Schon heute wissen, können und dürfen die Behörden viel zu viel. Die Pandemie hat gezeigt, wie tief die Hemmschwellen sinken.

Wer gegen angebliche «Gefährder» den Rechtsstaat aufweicht, produziert Zustände wie in Deutschland. Dort machen sie schon Hausdurchsuchungen bei Politikern der Opposition.

Das bundesrätliche Nein zur institutionellen Einrahmung, die eine Unterwerfung wäre, ist ein ermutigendes Signal. Wachsamkeit aber bleibt hier erste Bürgerpflicht.

Wer ja sagt zur Schweiz, sagt auch bei den Volksabstimmungen fünfmal nein. Jedes Nein gegen den Staat ist ein Ja für die Freiheit. R. K.

Zuversicht
mit
Seesicht.

Ihre Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie



Christian Imark, Gerhard Schröder, Antifa, Reto Knutti, Roland Wiesendanger, Joachim Starbatty

Seine Aufgabe könnte schwieriger nicht sein. Christian Imark duelliert sich im Abstimmungskampf um das revidierte CO₂-Gesetz mit Bundesräten, Professoren, Parteipräsidenten und Medienschaffenden. Der bisher wenig bekannte SVP-Nationalrat läuft dabei zur Hochform auf. Der Solothurner hat einen wichtigen Anteil daran, dass die Zustimmung zum Beschluss in der Bevölkerung laut Umfragen am Sinken ist. **Seite 12**

In dieser Ausgabe lesen Sie eine Premiere: das gesprochene Wort von Altbundeskanzler Gerhard Schröder, transformiert in ein mitreissendes dreiseitiges Interview zum Thema «Wer wird Kanzler*in 2021?». Schröder, Bundeskanzler von 1998 bis 2005, gibt im Gespräch mit seinem damaligen Regierungssprecher Béla Nikolai Anda seine Einschätzungen zu den Kanzleraspiranten Armin Laschet, Annalena Baerbock und Olaf Scholz, er analysiert den grünen Wandel, mögliche Koalitionen und Leistungsgerechtigkeit. Und wo sagt er das? In einem der interessantesten Podcasts im deutschen Sprachraum: «Gerhard Schröder – Die Agenda». Schröder, befragt durch Anda: eine Fundgrube für alle, die Deutschland besser verstehen wollen. **Seite 26**

Die rohe Gewalt brach völlig überraschend übers Idyll des Freilichtmuseums Ballenberg herein. Anhänger der linksextremen Antifa schlugen auf vier Angehörige der «Jungen Tat» ein. Dies geschah vor erschütterten Ballenberg-

Besuchern, zumeist Familien mit Kindern. Ein Opfer wurde mit einer schweren Fingerverletzung ins Spital eingeliefert. Es handelt sich um jenen Rechtsradikalen, den die Zürcher Hochschule der Künste (ZHdK) ausgeschlossen hat. **Seite 25**

Die *Weltwoche* hat kürzlich ein Porträt des bekannten Klimaforschers und ETH-Professors Reto Knutti publiziert und einige Punk-

te zu seiner Rolle als Wissenschaftler im Abstimmungskampf zum CO₂-Gesetz zur Sprache gebracht, die Knutti anders sieht. Er nimmt hier die Gelegenheit wahr, seine Sicht darzulegen. Wissenschaftler müssten eben nicht nur Zahlen liefern, sondern diese auch einordnen, wenn sie vom Publikum verstanden werden wollten, schreibt er. Und mit Blick auf den Abstimmungskampf rechnet er mit dem einen oder anderen Argument der Gegenseite ab. **Seite 40**

Weitere prominente Wissenschaftler kommen in dieser Nummer zu brisanten Themen zu Wort. Der Physiker Roland Wiesendanger von der Universität Hamburg nimmt die höchst aktuell gewordene Frage auf, was der Ursprung des Coronavirus sein und was sich im Herbst 2019 im chinesischen Wuhan abgespielt haben könnte. Er beschreibt hier die Indizien, die darauf hindeuten, dass die Pandemie mit Fahrlässigkeit in den Labors zu tun hat. Joachim Starbatty, emeritierter Ökonomieprofessor in Tübingen, Ex-EU-Parlamentarier und Kläger gegen den Euro, befasst sich mit dem Entscheid des deutschen Verfassungsgerichts zur Beziehung zwischen Deutschland und der Europäischen Zentralbank, der EZB. Sein Befund: Die deutschen Richter haben die Courage verloren und sind von ihrer kritischen Haltung gegenüber dem Verhalten der EZB abgerückt. Der Opportunismus gewinnt gegen die Rechtsstaatlichkeit. **Seite 8 und 37**

Ihre Weltwoche

DAS SCHWEIZER
PORTAL FÜR
HANDWERKERSTELLEN

Mit www.workerjobs.ch die
besten Mitarbeiter finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.workerjobs.ch



IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch.

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Chefredaktor: Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Sandro Gianini. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Corporate Publishing:** Florian Schwab.

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Online-Vermarktung:** GLA United. E-Mail: weltwoche@gla-united.com

Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See. Die Weltwoche wird gedruckt in der Schweiz auf schweizerischem Papier, das auf der Basis von hochwertigem Durchforstungsholz, Altpapier und Zellulose hergestellt wurde. Es schon Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.



Ihr professioneller Partner für die Auslagerung Ihrer Flottenbewirtschaftung

Die Aufgabe der MF Fleetmanagement AG liegt in der Bereitstellung von Full-Service-Leasing und Finance-only Angeboten für Unternehmen mit mindestens fünf Firmenfahrzeugen.

Dank unserem umfassenden Knowhow, dem grossen persönlichen Einsatz sowie den langjährigen, strategischen Partnerschaften können wir für unsere Kunden einen spürbaren Mehrwert generieren. Mit unseren transparenten, auf den Kunden angepassten Flottenlösungen stellen wir sicher, dass Ihre Fahrzeuge kostenoptimiert und sicher auf den Strassen unterwegs sind und Ihre Firmenflotte optimal bewirtschaftet ist.

Rufen Sie uns an für einen unverbindlichen Beratungstermin. Wir freuen uns.



MF Fleetmanagement

MF Fleetmanagement AG

Stinson-Strasse 4, 8152 Glattpark (Opfikon)

+41 44 496 80 00, www.mf-fleetmanagement.ch

Biotechnologischer Albtraum

Woher kam das Coronavirus, das die Pandemie ausgelöst hat?

Die Indizien mehren sich, dass der Erreger am virologischen Institut der Stadt Wuhan entstanden ist.

Roland Wiesendanger

Was geschah im Herbst 2019 in der chinesischen Stadt Wuhan, und wie konnte es zum Ausbruch der gegenwärtigen Corona-Pandemie kommen? Welche Lehren für die Zukunft sind daraus zu ziehen? Damit beschäftigten sich zahlreiche Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen bereits seit Anfang 2020, parallel zu den Aktivitäten von Geheimdiensten zahlreicher Länder. Gerade in den vergangenen Wochen sind sehr viele neue Informationen an die Öffentlichkeit gedrungen, die immer stärker darauf hindeuten, dass wir es bei der gegenwärtigen Pandemie mit einer fahrlässigen Tötung von Millionen Menschen zu tun haben.

«Es ist ein Albtraum-Szenario: eine menschliche Pandemie, ausgelöst durch das versehentliche Entkommen einer von Menschenhand erzeugten tödlichen Virusform.» Dies war der einleitende Satz eines Artikels von Declan Butler in der interdisziplinären wissenschaftlichen Zeitschrift *Nature* vor ziemlich genau zehn Jahren. Butler nahm damals Bezug auf sogenannte Gain-of-function-Experimente an Vogelgrippeviren, die das Ziel verfolgten, diese auf Säugetiere und letztlich auch den Menschen übertragbar und damit für diese gefährlich und tödlich zu machen.

«Neue Gefahr aus dem Labor»

Viele Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen wiesen in der Folge auf die enormen Gefahren dieser speziellen Form der biotechnologischen Forschung hin, was letztlich 2014 die Regierung Obama veranlasste, ein Verbot der Förderung dieser Art von Forschung zu verhängen. Doch dies führte nicht zur Einstellung der Gain-of-function-Forschung durch amerikanische Wissenschaftler wie Ralph Baric und Peter Daszak, sondern zur Verlagerung solcher Forschungsaktivitäten an das Institut für Virologie der Stadt Wuhan in China. Dort konzentrierte sich die Forschungsgruppe um Shi Zhengli bereits seit Jahren auf biotechnologische Experimente an Coronaviren von Fledermäusen verschiedener Gattungen, die sie von weit entfernten Höhlen und anderen Aufenthaltsorten einsammelte und nach Wuhan brachte. Diese For-

schung beinhaltete nicht nur Studien an natürlich vorkommenden Coronaviren, sondern auch biotechnologische Manipulationen mit dem Ziel, deren «Pandemiepotenzial» für den Menschen aufzuzeigen.

2015 berichtete die Wissenschaftlergruppe um Shi Zhengli und Ralph Baric in der Fachzeitschrift *Nature Medicine* über neue, künstlich geschaffene Sars-ähnliche «Hybrid-Coronaviren», die in besonders effizienter Weise an menschliche Atemwegszellen ankoppeln könnten. Wiederum gab es einen Aufschrei vieler Wissenschaftler, allen voran Richard Ebright von der Rutgers University in New Jersey, USA, der sich bereits seit vielen Jahren für ein Verbot der Gain-of-function-Forschung einsetzte. In einem Arti-

Bereits zwei Jahre vor Ausbruch wurde vor Sicherheitsmängeln in den Labors des Instituts gewarnt.

kel der Zeitschrift *Nature* von 2015 kommentierte er diese Forschungsarbeiten am virologischen Institut der Stadt Wuhan wie folgt: «Die einzige Folge dieser Arbeit ist die Entstehung einer neuen, nicht natürlichen Gefahr aus dem Labor.»

Diese extrem risikobehafteten Experimente mit Coronaviren wurden jedoch bis zum Ausbruch der Corona-Pandemie im Herbst 2019 am Institut für Virologie in Wuhan fortgeführt, wie wissenschaftliche Publikationen und Interviews dort tätiger Forscher belegen.

Bereits zwei Jahre vor Ausbruch der jetzigen Pandemie wurde eindringlich vor erheblichen Sicherheitsmängeln in den Labors des Instituts gewarnt. Darüber hinaus wurde nun kürzlich bekannt, dass dieses Institut zwar über Labors der höchstmöglichen Sicherheitsstufe 4 verfüge, dass jedoch die extrem risikoreiche Gain-of-function-Forschung an Coronaviren in Labors der niedrigen Sicherheitsstufe 2 stattfanden. Es gibt darüber hinaus zahlreiche neue und unabhängige Hinweise darauf, dass bereits zwischen September und November 2019 mehrere Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen des Instituts für Virologie der Stadt Wuhan mit Covid-19-artigen Sym-

ptomen erkrankt waren, dies im Widerspruch zu Aussagen der Forschungsgruppenleiterin Shi Zhengli.

Grosse Datenmengen gelöscht

Virologen fanden auch heraus, dass die Bindung von Sars-CoV-2-Viren an menschliche Zellen so perfektioniert wurde, dass diese stärker ist als zu den Zellen jener Tiersorte, von der die Coronaviren ursprünglich stammen (Fledermäuse) und dass die charakteristische «Furin-Spaltstelle» des Sars-CoV-2-Virus in dieser Form nicht bei natürlich vorkommenden Coronaviren auftritt.

Die Löschung grosser Datenmengen auf der Coronavirus-Datenbank des Wuhan-Instituts für Virologie im Herbst 2019 machte indes eine tiefgreifende unabhängige Untersuchung der Herkunft des Sars-CoV-2-Virus unmöglich. Besonders beängstigend ist ferner die Tatsache, dass in den vergangenen Wochen Dokumente zum Vorschein kamen, die belegen, dass die Gain-of-function-Forschung an Coronaviren in Wuhan gemeinsam mit militärischen Einrichtungen in China stattgefunden hat. Dass dies alles unter der Co-Finanzierung amerikanischer Forschungsfördereinrichtungen, wie beispielsweise einer Unterabteilung der National Institutes of Health unter der Verantwortung von Anthony Fauci, geschah, macht die Problematik aus geopolitischer Sicht nur umso grösser.

Letztlich geht es jedoch nicht in erster Linie um die Frage der Schuld an der gegenwärtigen Pandemie, es geht vielmehr um die enorme biotechnologische Bedrohung in der Zukunft, wenn die Gain-of-function-Forschung mit weltweitem Pandemiepotenzial nicht endlich gestoppt wird. Denn bei der nächsten Pandemie könnten wir es mit sehr viel tödlicheren Viren aus dem Labor zu tun bekommen, und nach all dem Wissen, das in den vergangenen Wochen erarbeitet wurde, wäre bei der nächsten von Menschenhand verursachten Pandemie auch nicht mehr nur von Fahrlässigkeit zu sprechen.

Roland Wiesendanger ist Professor am Institut für Nanostruktur- und Festkörperphysik an der Universität Hamburg. Er publizierte im Februar 2021 eine vielbeachtete Studie zum Ursprung der Corona-Pandemie.

Lieber Gjon's Tears

Im Fussball haben wir uns schon daran gewöhnt. Einige der besten Schweizer Torschützen sind Kinder von Kosovo-Albanern. Jetzt hat Kosovo auch im Singen für die Schweiz gepunktet. Ich frage mich: Wann fangen die Kosovaren an, Skirennen zu gewinnen? Ich mache ja nur Spass. Aber es ist schon so: Junge Burschen wie Sie, mit kosovarischem Vater und albanischer Mutter und dem starken Willen, hier, wo sie geboren wurden, internationale Lorbeeren für ihre Heimat Schweiz zu holen, machen uns doppelt Freude.

Schweizerischer könnten Sie ja wirklich nicht sein: Geboren in Saanen, im Berner Oberland, leben Sie heute im Greyerzerland, wo der beste Käse und die beste Schokolade der Welt gemacht werden, Ihr Vater ist Kranfahrer und Maurer, die Mutter arbeitet bei Maison Cailler in Broc FR. Sie selbst haben schon als kleiner Bub die Musik entdeckt und sogar jodeln gelernt. Und Ihren Künstlernamen



Profis sind unbestechlich:
Musiker Gjon Muharremaj.

verdanken Sie dem Grossvater Hamit, der in Tränen ausbrach, als Sie ihm mit neun Jahren «Can't Help Falling in Love» von Elvis vorsangen.

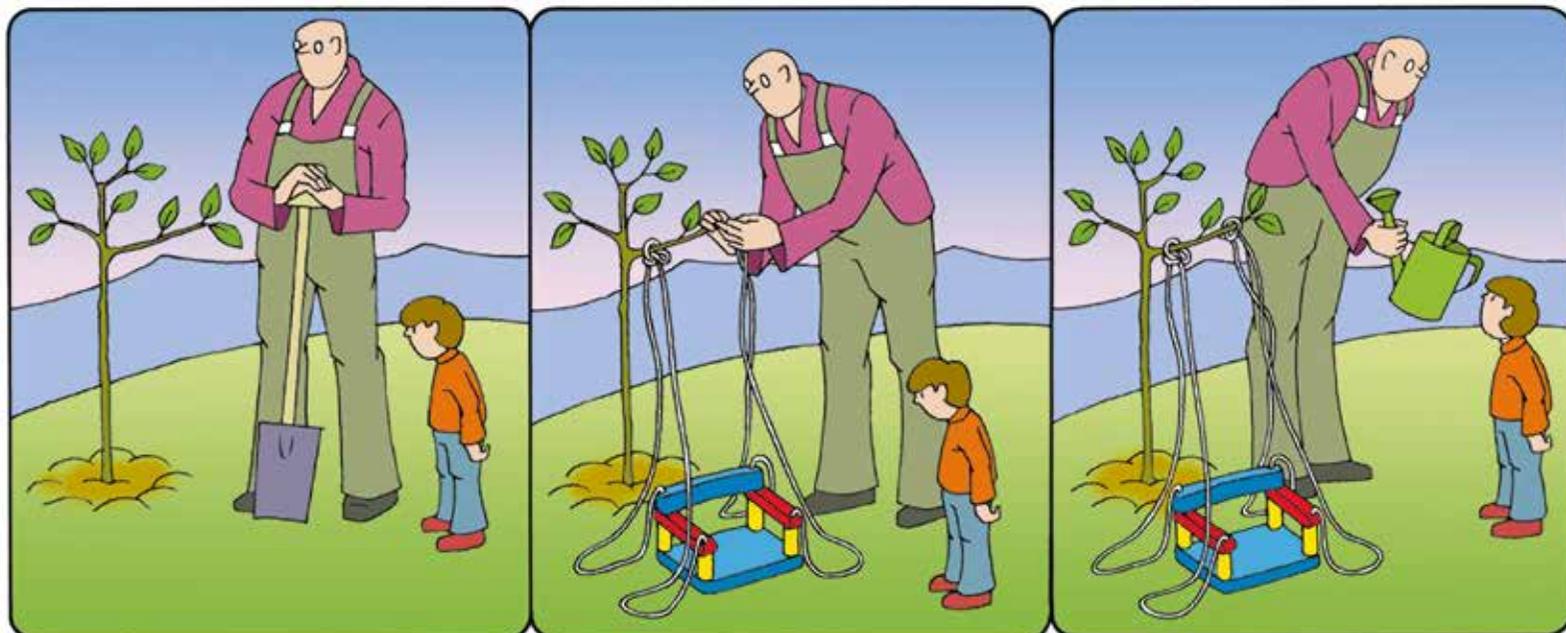
Heute singen Sie auf Französisch, und das rechne ich Ihnen hoch an. Diese sprachliche Nachäfferei der Amerikaner passt nicht zu

Schweizer Sängern. Ich bin übrigens der gleichen Meinung wie die professionelle Jury in Amsterdam: Sie sind eigentlich Nummer eins, haben den ESC-Final haushoch gewonnen.

Profis sind unbestechlich. Publikumsentscheide können organisiert werden, darum haben die bevölkerungsstarken Länder Italien und Frankreich Platz eins und zwei erobert. Item, ein dritter Platz ist keine Träne wert, vielmehr ist er ein wunderbares Sprungbrett für Ihre weitere Karriere, die schon einige Höhepunkte gekannt hat. Sie sind ja nicht nur Sänger, sondern auch Pianist und Komponist, ein vollkommener Musiker also, dem nicht so schnell jemand etwas vormacht. Da kann ich Ihnen nur noch den Freudenjodel «Holdrio juhuuu!» zurufen.

Mit freundlichen Grüssen
Peter Rothenbühler

BARTAK



TAGEBUCH

Bernhard Alpstaeg



Der Cup-Final ist ein grosses Ereignis für alle, die für den FC Luzern brennen. Und das tun so viele. Viel mehr, als man sich denken würde. Wissen Sie, der FCL hat ein enorm grosses Einzugsgebiet. Das reicht vom Aargau bis ins Tessin. Von Bern bis an den Zürichsee. In der Stadt hängen in diesen Tagen überall Flaggen des Klubs. Von Kränen, von den Stadttürmen, an den Reussbrücken, an Häusern. Ich finde es wahnsinnig beeindruckend, wie die Menschen mit unserem Verein mitfiebern und Freude haben, dass sich dieser endlich wieder einmal belohnen konnte. Ein Cup-Final ist mehr als ein normales Fussballspiel. Er ist eine Belohnung für viel, viel Arbeit, für viel, viel Energie und Leidenschaft. Und dabei ist immer klar: Der Cup-Final ist ein einziges, unwiederbringliches Spiel, das man nie mehr korrigieren und in dem sich alles ergeben kann. Und als unser Captain, Christian Schwegler, und der ewige Torhüter David Zibung um exakt 17 Uhr 11 am Pfingstmontag im Wankdorf-Stadion die Sandoz-Trophäe in den Händen hielten, war dies nicht nur für die Spieler und den Klub ein grandioses Ereignis. Die ganze FCL-Gemeinde jubelte über den 3:1-Sieg gegen St. Gallen – nach 29 Jahren ohne Titel.

Es war der Höhepunkt eines denkwürdigen Tages. Wir beiden Aktionäre – Josef Bieri und ich – fuhren zusammen mit dem Verwaltungsrat und der Geschäftsleitung nach Bern. Meine Tochter Giulia und ihr Partner begleiteten uns. Dazu kamen einige unserer grössten Unterstützer und Sponsoren. Die Corona-Regeln liessen leider nicht zu, dass wir eine grössere Gruppe sein konnten – das war wirklich traurig. Da kam es zu einem solchen Spiel zwischen zwei Traditionsklubs –

St. Gallen und Luzern hätten das Stadion in Bern wohl zweimal füllen können –, und doch durfte fast niemand hinein. Das war schwerverständlich und schwierig zu akzeptieren.

Wer mich kennt, weiss, dass ich darüber auch geflucht habe. Es ist einfach traurig, dass es so sein muss. Die Fans sind schon so lange ausgesperrt. Das ist nicht gut für diesen Sport, der zu einem grossen Teil auch von den Emotionen aus den Rängen lebt. Man hätte einen Versuch mit Tests und wissenschaftlicher Begleitung machen können, von denen dann auch andere Gross-Events profitiert hätten und die Behörden ebenfalls.

Weshalb ich mich für den Fussball engagiere? Mich reizt der Wettbewerb. Ich will einfach immer gewinnen oder der Bessere sein. Da finde ich, dass der FCL ideal passt. Ich habe mich vor dreizehn Jahren im Klub zu engagieren begonnen, weil ich hier die Chance sah, etwas Gutes für die Innerschweiz zu machen. Ich wollte ausserdem mein Unternehmen Swisspor in der Schweiz bekannter machen, und das ist auf einen Schlag gelungen. Und ich wollte diese Faszination des FCL kennenlernen, die meine Tochter Giulia voll in den Bann zieht. Sie hatte mich auf den FCL aufmerksam gemacht, weil sie mit ihrer Clique am Wochenende ins Stadion marschierte und dort feierte – und abends erzählte, wie toll das sei. Sie und der damalige Präsident, Walter Stierli, überzeugten mich, dass der Einstieg in den FCL das Richtige sei. Und irgendwann schliesst sich der Kreis – und Giulia übernimmt meine Nachfolge beim FCL. Doch noch ist es nicht so weit. Ich werde schon noch ein wenig weiterarbeiten. Sonst wird es mir langweilig, und dann bin ich nicht gerade der Einfachste. Fragen Sie mal meine Frau und meine Tochter.

Ob ich polarisiere? Klar mache ich das. In der Vergangenheit war der FCL manchmal einfach zu still und zu bequem, dabei ist er ein Unternehmen, das auch unterhalten soll. Und manchmal kann man andere nur mit extremen Aussagen aus der Reserve locken oder besonders motivieren. Ich habe manchmal übers Ziel hinausgeschossen und manchmal auch den Ton vielleicht nicht getroffen, das weiss ich. Aber ich weiss heute dank meinen guten Leuten um mich herum auch, wann es Zeit ist, zu schweigen, und wann man wieder reden muss. Es ist doch so: Wenn man immer schreit, dann hören einen die anderen gar nicht, wenn es dann einmal wirklich wichtig und richtig wäre.

Für die Zukunft wünsche ich meinen Lieben um mich herum und mir selbst vor allem etwas: Gesundheit. Und dass die Fans bald wieder alle den FCL live im Stadion sehen können und dieses füllen und eine Festhütte daraus machen. Und dem FCL selber wünsche ich weitere Erfolge. Die Crew mit Stefan Wolf baut jetzt etwas auf, das uns noch viel Freude bereiten wird. Da bin ich mir total sicher. Wir sind mit dem Klub auf dem richtigen Weg. Der FCL gilt nicht umsonst als das spannendste Projekt in der Fussball-Schweiz. Wobei mir das Wort «Projekt» gar nicht so gefällt: Der FCL ist das spannendste Fussballunternehmen der Schweiz. Und mit dem dritten Cup-Sieg der Geschichte haben wir ein starkes Zeichen gesetzt und den Klub noch attraktiver gemacht. Das freut mich sehr.

Bernhard Alpstaeg, 75, ist Inhaber der Swisspor-Gruppe und Mehrheitsaktionär des FC Luzern.

„Gut zu wissen,
wer die wichtigen Dinge
genau beobachtet.“

Romana B., Beobachter-Abonnentin



Warum Beobachter-Abonnenten die spannenden Reportagen und Geschichten aus dem wahren Leben so schätzen? Vielleicht liegt es am direkten Nutzwert durch Tipps, Ratschläge und Hilfestellungen, der ihnen mit dem Inhalt jeder Ausgabe und darüber hinaus ins Haus geliefert wird. Nützliches sollte man haben. Mehr zum Abo, mehr zu allen anderen Vorteilen auf beobachter.ch/abo

Wissen hilft.

Beobachter

Christian Imark stürmt nach vorn

Bisher spielte der Solothurner SVP-Nationalrat in Partei und Parlament nur die zweite Geige. Im Kampf gegen das CO₂-Gesetz wächst er über sich hinaus.



Direkter Kontakt mit der Bevölkerung:
Kampagnenchef Imark.

Mit seinem Outfit fällt Christian Imark unter den üblicherweise konservativ gekleideten SVP-Politikern auf. Seine verwaschenen Jeans und das poppige Jackett machen ihn schon optisch zu einem Aussenseiter. Eine Rolle, die der Nationalrat bis dato aber in seiner Fraktion nicht nur wegen der Kleidung innehatte. Der 39-Jährige spielte im Partei-Orchester auch sonst nur die zweite Geige. Ein typischer Hinterbänkler, könnte man meinen: im Auftritt nett und umgänglich, aber ohne Einfluss auf die Geschicke der SVP. Imark selber sagt: «Es ist so, dass in Bern niemand auf mich gewartet hat. Das geht vermutlich vielen anderen gleich, die neu ins Bundeshaus gewählt werden. Ich habe einfach immer Schritt für Schritt genommen.»

In den vergangenen Wochen machte der Solothurner einen grossen Schritt vorwärts. Der gelernte Polymechaniker und Fachhochschulabsolvent schwimmt als Kampagnenchef der Volkspartei im Abstimmungskampf zur Revision des CO₂-Gesetzes obenauf und steht in der Verantwortung. Für ihn, einen Politiker, der mit vielen Vorschusslorbeeren als grosse Nachwuchshoffnung seiner Partei vor bald sechs Jahren ins Bundeshaus kam, ist es die erste richtige Bewährungsprobe.

Trümpfe der Gegenseite

Nach dem verhaltenen Start seiner Karriere im Bundeshaus, so macht es den Eindruck, zündet er nun richtig, wächst gar über sich hinaus. Es macht ihm sichtlich Spass, sich mit den Grossen im Geschäft – SP-Umweltministerin Simonetta Sommaruga, FDP-Chefin Petra Gössi, ETH-Klimatologe Reto Knutti oder TV-Moderator Sandro Brotz – zu duellieren. «Mein Auftrag ist es, den Leuten aufzuzeigen, dass noch mehr «Klimaschutz» auch viel effizienter und günstiger zu haben ist als mit dem teuren und ungerechten CO₂-Gesetz», erklärt Imark. Dass die Linken und die Profiteure diese Argumente nicht gerne hörten, liege in der Natur der Sache. «Wenn unsere Botschaften von der Bevölkerung verstanden werden, dann sind wir auf dem richtigen Weg.»

Technologischer Fortschritt statt staatlicher Dirigismus, Eigenverantwortung versus Bevormundung: klassische bürgerliche Positionen, auf die sich die Parteien rechts der Mitte noch vor wenigen Jahren spielend hätten ver-

Das Gesetz ist raffiniert ausgestaltet, so dass alle das Gefühl haben, sie würden profitieren.

ständigen können – vom Wirtschaftsdachverband Economiesuisse ganz zu schweigen. Doch im Jahre 2021 stehen Imark und seine SVP mit einigen Organisationen alleine da. Entsprechend schwierig und anspruchsvoll ist die Aufgabe für diesen Mann, der trotz seines relativ jungen Alters bereits 22 Jahre bei der SVP mitmacht.

Die Gegenseite hält alle Trümpfe in der Hand. Das Gesetz ist raffiniert ausgestaltet, so dass alle das Gefühl haben, sie würden in irgendeiner Form profitieren. Dazu gesellt sich der moralische Appell an das schlechte Gewissen der Bevölkerung – «Wir müssen jetzt handeln».

Imark, Vater von zwei kleinen Kindern – einer zweieinhalbjährigen Tochter und eines einjährigen Sohnes –, sucht deshalb ganz bewusst die Tuchfühlung mit den Leuten: «Der direkte Kontakt mit der Bevölkerung ist enorm wichtig, weil wir dort überzeugend

darlegen können, dass das neue CO₂-Gesetz enorm ineffizient und teuer ist.» Die letzten Wochen hätten gezeigt, dass ihre Seite bei solchen Auftritten viel besser punkten könne als via Printmedien, in denen oberflächlich und einseitig für die Pro-Seite geschrieben werde. «Einige Medien fungieren als regelrechte Propagandamaschine für Frau Sommaruga», kritisiert er.

Ungerechte Unverteilung

Die Entgegnungen des SVP-Exponenten und seiner Gehilfen scheinen bei vielen Abstimmenden gut anzukommen. Die Skepsis gegenüber dem Gesetz nimmt in der Bevölkerung zu. Insbesondere die Basis der Freisinnigen tickt offensichtlich immer noch bürgerlicher als die Chefetage, die für das Gesetz zusammen mit SP-Bundesrätin Sommaruga durchs Land tingelt. 61 Prozent der FDP-Sympathisanten lehnen die neue Bestimmung laut einer Umfrage von Tamedia mittlerweile ab. Imark gelingt es also mit seinen Auftritten, zu einem Meinungsumschwung beizutragen.

Trotzdem wäre alles andere als ein deutliches Ja eine politische Sensation und ein spektakulärer Erfolg für den bisher unterschätzten Imark. Die Gegner des CO₂-Gesetzes haben auf jeden Fall auch dank Imark Blut geleckt. Ueli Bamert, Kampagnenleiter des Wirtschaftskomitees gegen das CO₂-Gesetz und Geschäftsführer von Swissoil: «Die Schweizer Bevölkerung hat in der Vergangenheit an der Urne meist sehr rational und weitsichtig entschieden.» Ausserdem reagiere das Stimmvolk in aller Regel allergisch auf einen überbordenden Staat, auf zusätzliche Steuern und Abgaben und eine als ungerecht empfundene Umverteilung.

Unabhängig davon, wie der Entscheid am 13. Juni ausfällt: In der SVP wird man Imark anders bewerten als noch vor kurzem. Mit der Aussenseiterrolle ist Schluss. «Die enorm vielen positiven Reaktionen und Gratulationen aus der Bevölkerung sowie von amtierenden und ehemaligen eidgenössischen Räten zeigen mir, dass meine Auftritte wohl tatsächlich nicht so schlecht waren», sagt er schmunzelnd.



**Gewinnt
Fr. 65 000.-
für eure Vereine
volg.ch/win**

Verein «CYCLINGformation», Eschlikon TG

Aus Liebe zum Dorf und all seinen Vereinen.

Vereine gehören zum Dorfleben – wie Volg mit seinen rund 600 Dorfläden.
Und darum unterstützt Volg Dorfvereine mit einem Wettbewerb.
Zu gewinnen gibt es 7 Jurypreise im Wert von je 5000 Franken und
3 Publikumspreise im Wert von je 10 000 Franken. Jetzt mitmachen,
Vereinsfoto hochladen, abstimmen und gewinnen auf volg.ch/win

Volg
frisch und fründlich

BLICK IN DIE ZEIT

Erik Ebnetter



Am 11. Juni beginnt die Fussball-Europameisterschaft 2020. Sie heisst wirklich so. Eigentlich hätte das Turnier im vergangenen Sommer stattfinden sollen. Dann kam die Pandemie, und der europäische Fussballverband Uefa verschob den Anlass um ein Jahr. Weil die Sponsoren schon ihre Werbeartikel hergestellt hatten, blieb der Name bestehen.

Es ist ein besonderes Turnier. Erstmals findet es auf dem ganzen Kontinent statt. Elf Städte von Dublin bis Baku dienen als Austragungsorte. Üblicherweise richten ein oder zwei Länder eine Europameisterschaft aus. Die Schweizer spielen zuerst in Baku gegen Wales, dann in Rom gegen Italien und schliesslich wieder in Baku gegen die Türkei. Die Uefa feiert mit dieser speziellen Form der Austragung das sechzigjährige Bestehen des Wettbewerbs.

Die Europameisterschaft ist – anders als die Weltmeisterschaft – ein Kind der Friedensära, erstmals durchgeführt nach dem Zweiten Weltkrieg. Gleichzeitig ist sie eine Art Fortsetzung des Kriegs mit sportlichen Mitteln. Wer den Vergleich für überzogen hält, lese in den nächsten Wochen englische Boulevardzeitungen. Der *Daily Mirror* titelte einst vor einem Spiel Englands gegen Deutschland: «Surrender! For you Fritz, ze Euro 96 Championship is over.» («Fritz» ist ein Kosenamen von Briten für Deutsche, wie «Kuntz» oder «Kraut»).

Auch Politiker kennen die Bedeutung solcher Spiele. «Wir haben die Engländer in ihrem Nationalsport besiegt», sagte einst der deutsche Kanzler Helmut Kohl. Als die britische Premierministerin Margaret Thatcher davon hörte, antwortete sie: «Richten

Sie ihm aus, dass wir die Deutschen in diesem Jahrhundert schon zweimal in ihrem Nationalsport besiegt haben.» Das war im Sommer 1990, an der Weltmeisterschaft in Italien.

Selten beschäftigt man sich so sehr mit anderen Nationen wie während eines internationalen Fussballturniers. Vorurteile werden bestätigt (Deutsche geben nie auf) und widerlegt (Italiener haben keine Disziplin). Wofür stehen die Schweizer?

Vielen Fussballfans im Ausland dürfte diese Frage kaum etwas in den Sinn kommen. Die Auftritte der Schweizer gelten als bieder, sterbenslangweilig. Der britische Fussball-

Warum hat die Schweiz so viele gute Goalies? Weil sie vor 500 Jahren die Schlacht von Marignano verlor.

kenner Simon Kuper schrieb über den Match gegen die Ukraine an der Weltmeisterschaft 2006: «Es war – bei durchaus harter Konkurrenz – das schlechteste Spiel, das ich bei dieser WM gesehen habe, eventuell sogar das schlechteste seit Kroatien–Schweiz bei der Euro 2004.» Doch wenn wir uns fragen, was die Schweizer auszeichnet, liefern beide Parteien perfektes Anschauungsmaterial.

Das liegt an den Goalies. Gegen Kroatien stand Jörg Stiel im Tor. Einmal schätzte er die Flugbahn des Balls falsch ein, musste zurücksprinten und stoppte den langsam rollenden Ball vor der Torlinie auf dem Boden liegend mit der Stirn. Das Foto dieser Szene ging um die Welt. Gegen die Ukraine lief Pascal Zuberbühler auf. Wie in den drei vorangegangenen Spielen liess er auch diesmal keinen Treffer zu (ohne Elfmeterschiessen). Das war Rekord.

Die Schweizer sind eine Nation von Torhütern («Der Goalie bin ig»): Roman Bürki (Dortmund), Marwin Hitz (Dortmund), Gregor Kobel (Stuttgart), Yvon Mvogo (Eindhoven), Jonas Omlin (Montpellier), Yann Sommer (Gladbach) – die Liste liesse sich fortsetzen. Schweizer Stürmer von internationalem Format sind dagegen rar. Grosszügig ausgelegt, handelt es sich um Breel Embolo (Gladbach), Haris Seferovic (Benfica) und Mario Gavranovic (Zagreb).

Warum ist das so? Rinus Michels, vom Weltfussballverband Fifa als «Trainer des Jahrhunderts» ausgezeichnet, soll gesagt haben: «Fussball ist Krieg.» Wenn das stimmt, ist die Antwort einfach: Die Schweizer konzentrieren sich seit 500 Jahren auf Verteidigung. Die Niederlage von Marignano bereitete allen Expansionsgelüsten ein Ende. Die alten Eidgenossen bewachten fortan den Gotthard, so wie Stiel und Zuberbühler später ihr Goal hüteten.

Manch eidgenössischer Krieger war zwar als Söldner erfolgreich, so wie es heute auch die Schweizer Fussballer sind. Aber in der Uniform der Schweizer Armee ging es immer nur um die Verteidigung des eigenen Territoriums, nie um die Eroberung eines fremden. Ganz ähnlich halten es auch die Schweizer Fussballer: Im Achtelfinal ist an den grossen Turnieren in fremden Ländern zuverlässig Schluss.

Wird es diesmal anders sein? Kann der Coup gelingen, wie ihn Dänen (1992) und Griechen (2004) schafften? Alles spricht dagegen. Die Schweizer müssten einen ganzen Kontinent erobern, um im Jahr 2021 die Europameisterschaft 2020 zu gewinnen. Es klingt wie das Märchen, das es wäre.



Probleme mit der Bodenheizung? Eine Analyse schafft Klarheit.

Bodenheizungen, die bereits über 30 Jahre in Betrieb sind, sollten untersucht werden. Viele ältere Bodenheizungsrohre bestehen aus Kunststoff. Diese verspröden und verschlammten mit der Zeit. Wenn Sie nicht rechtzeitig reagieren, kann es teuer werden. Deshalb ist eine vorbeugende Analyse sehr ratsam.

Bodenheizungsrohre verspröden

Bodenheizungen sorgen für Komfort und sparen Platz. Doch die unsichtbare Wärmeverteilung altert. Versprödung und Verschlammung sind die Hauptgründe für ineffiziente Bodenheizungen. Werden Probleme nicht frühzeitig erkannt, sind die Schäden meist irreparabel. Betroffen sind insbesondere Systeme, die zwischen 1970 und 1990 verbaut wurden, weil in diesem Zeitraum hauptsächlich einfacher Kunststoff als Rohrmaterial zum Einsatz kam. Dieser versprödet mit der Zeit.

Kalte Böden. Wie weiter?

Wenn die Bodenheizung nicht die gewünschte Leistung bringt, gewisse Räume kalt bleiben und die Regulierung nicht richtig funktioniert, lohnt es sich, eine Fachperson hinzuzuziehen. Dabei ist es wichtig, dass die Anlage vor Ort genauestens untersucht wird.



Umfassende Zustandsanalyse vor Ort.

Klarheit durch Analyse

Es müssen sämtliche Komponenten miteinbezogen und die Ergebnisse anhand von normierten SWKI-Richtwerten ausgewertet werden. Erst nach einer umfassenden Zustandsanalyse herrscht Klarheit darüber, wie es wirklich um eine Bodenheizung steht. Eine solche Analyse ist schon für wenige Hundert Franken zu realisieren und lässt eine klare Aussage über die Machbarkeit einer Sanierung zu.

Schutzschicht gegen die Alterung

Das Original zur Rohrrinnensanierung mittels Innenbeschichtung hat die Naef GROUP 1999 auf den Markt gebracht. Damit werden bestehende Bodenheizungen ganz ohne Baustelle saniert. Die Innenbeschichtung dient dabei als Schutzmantel gegen weitere Versprödung.



Versprödetes und verschlammtes Bodenheizungsrohr.

Nicht spülen, sondern sanieren

Alternativ werden seit einigen Jahren von diversen Anbietern auch Spülungen und Reinigungsverfahren angeboten. Es ist wichtig zu wissen, dass damit das eigentliche Problem – die Versprödung des Rohrmaterials – nicht behoben wird. Mit dem HAT-System wird eine Bodenheizung hingegen tatsächlich saniert.

10-jährige Garantie mit dem Original

Das HAT-System ist das einzige Rohrinneinrennensanierungsverfahren, das Kunststoff-Bodenheizungen gemäss DIN-Norm 4726 sauerstoffdicht macht und damit die Alterung stoppt. So ist eine Erweiterung der Lebensdauer der Rohre garantiert und zudem werden auch gleich alle anderen wesentlichen Bodenheizungs-Komponenten gewartet oder ersetzt. Die Wertigkeit des Originals wird durch eine 10-jährige Garantie unterstrichen.

Vorbeugende Analyse buchen

Die Zustandsanalyse wird vor Ort von einem Spezialisten der Naef GROUP durchgeführt. Die Kosten belaufen sich auf CHF 390.– (inkl. MwSt.). Die Analyse umfasst eine aktuelle Zustandserfassung nach geltenden Richtlinien und eine Beratung über weitere Schritte. Das Angebot gilt in der Deutschschweiz.

Ja, ich möchte mehr dazu erfahren.
Kontaktieren Sie mich unverbindlich.

Name

Vorname

Strasse

PLZ, Ort

Jahrgang Liegenschaft

Telefon

E-Mail

Datum

Unterschrift

Titel: Weltwoche, 05/2021

Bitte Talon zurücksenden oder anrufen

Naef GROUP
Wolleraustrasse 41, 8807 Freienbach
Tel.: 044 786 79 00, Fax: 044 786 79 10
E-Mail-Adresse: info@naef-group.com
www.naef-group.com

Wir nehmen die BAG Richtlinien sehr ernst und all unsere Mitarbeitenden arbeiten gemäss den aktuellen Vorschriften. Auf den Sanierungen sind unsere Techniker gemäss den aktuell geltenden Schutzmassnahmen am Arbeiten.

Ballade eines Prinzen

Der verwirrte Harry ist die Bombe, die Diana – ob absichtlich oder unabsichtlich – im Schosse der Königsfamilie platziert hat als Rache für all das, was sie erliden musste.

Julie Burchill

Sogar die am wenigsten zu Selbstmitleid neigende Amtsträgerin, Queen Elizabeth II, muss sich zuweilen sagen: «Womit habe ich diese Familie verdient?» Doch auch wenn die Queen in den vergangenen drei Jahrzehnten von den Ehebrüchen und Scheidungen ihrer Lieben heimgesucht wurde, wuchs unser Respekt nur gegenüber dieser einsamen, stoischen Monarchin, einer mittlerweile alten Dame, die ihr Leben der Pflicht geopfert hat. Aus solchen Skandalen ging sie selbst gestärkt hervor, während die Verursacher der Peinlichkeiten, ihre Verwandten, sich verzogen und möglichst unauffällig zu sein versuchten.

Ruhm, Reichtum, Schmuckstücke

Was ihr hingegen jetzt von Seiten ihres Enkels, Prinz Harry, Herzog von Sussex, widerfährt, ist etwas völlig anderes. Ich habe schon im Sommer 2019 in der *Weltwoche* auf Dinge aufmerksam gemacht, die im Januar 2020 in der «Schnappdankung» gipfelten. Als ich von dem Wutanfall hörte, den Meghan Markle dem Vernehmen nach gehabt hatte, weil man ihr eine Smaragd-Tiara verweigert hatte und sie sich mit einer diamantenen begnügen musste, vermutete ich, die junge Frau hätte sich gern ein paar Klunker geschnappt, wenn sie schon einen Mann heiratete, dessen Grossmutter die beste Juwelensammlung der Welt besitzt.

Als sie danach ihren Mann auf der Suche nach «Privatsphäre» ausgerechnet in die Hauptstadt des Showbusiness führte, sagte ich mir, sie sei wohl die einzige Schauspielerin, die mit einem Prinzen geschlafen habe, um die mächtigen Frösche von Hollywood dazu zu bewegen, ihr im zweiten Anlauf eine bessere Schauspielerinnenkarriere zu gewähren, als sie im ersten bekommen hatte. Doch bei der Schnappdankung geht es nicht einfach um Ruhm, Reichtum oder ein paar Schmuckstücke. Es handelt sich vielmehr um einen auf der Bühne der internationalen Medien ausagierten Akt passiver Aggression, bei dem aus unerfindlichen Gründen zwei ziemlich durchschnittliche Menschen ihre Liebesgeschichte umdeuten wollen zum Kampf zweier reiner Seelen gegen die Macht des British

Empire – auch wenn sich dieses vor Jahrzehnten schon zu einem auf gegenseitigem Respekt beruhenden Commonwealth gewandelt hat.

Wenn die Sterne so stehen, dass zwei gestörte Persönlichkeiten zueinanderfinden, fächeln meist keine linden Liebeslüftchen. Ange-



Katalysator seiner Störung: Gattin Meghan.

sichts des «Wunders der Zweisamkeit» neigen wir dazu, normales Verhalten dem Pöbel zu überlassen. Man denke nur an die beiden «Heavenly Creatures», die, da sie befürchteten, ihre Familien wollten sie auseinanderreißen, zuerst zuschlügen [Gemeint ist Peter Jacksons auf

Das Ganze hat etwas von einer Sekte an sich, auch wenn es nur eine Zweipersonensekte sein mag.

Tatsachen beruhender Film über zwei weibliche Teenager im Neuseeland der fünfziger Jahre. Ihre Verliebtheit gipfelt in der Ermordung der Mutter des einen Mädchens. (Anmerkung des Übersetzers), oder an Bonnie und Clyde.

Lukrativster Wutanfall aller Zeiten

Gewalttaten haben Meghan und Harry keine begangen – ausser gegenüber der englischen Sprache, die sie jedes Mal, wenn sie die Mün-

der aufmachen, mit ihrem therapierversuchten Geschwafel schänden. Doch jeder ihrer Auftritte trägt bei zum längsten und lukrativsten Wutanfall aller Zeiten. In Harrys neuer Show für Apple TV geht es um «psychische Krankheit und psychisches Wohlbefinden. Die Zuschauer*innen sollen ermutigt werden zu ehrlichen Gesprächen über all die Herausforderungen, die sich uns allen stellen.» Sie heisst «The Me You Can't See» [Das Ich, das Sie nicht sehen können]. Schon dieser Titel ist ein Witz: Seit Madonna in den neunziger Jahren der Öffentlichkeit immer wieder ihr Schamhaargebüsch unter die Nase rieb, hat keine andere Berühmtheit sich den Massen so unnachgiebig aufgedrängt wie er. Und unsere Privatsphäre, gilt die nichts?

Das Ganze hat etwas von einer Sekte an sich, auch wenn es nur eine Zweipersonensekte sein mag. (Oder vielleicht kommt noch eine Person dazu, im Sinne von Dianas Aussage über Camilla: «Wir waren zu dritt in dieser Ehe.» Und schliesslich hat die heilige Oprah bei der Geburt dieser Scheusslichkeit als willige Hebamme gewaltet.) Wie bei Sekten üblich, wenden sich deren Mitglieder als Erstes gegen ihre Angehörigen. Als Meghan sich von ihrer Mischpoke lossagte mit der Begründung, diese habe sie verpiffen, war das amüsant. Doch was Harry seiner Familie zumutet, ist von einem ganz anderen Kaliber. Wie oben erwähnt, war Britinnen und Briten all das, was die Königsfamilie der Queen bescherte, peinlich. Doch jetzt sind viele von uns verwundert, ja entsetzt darüber, wie die Queen von einem der Schmarotzer behandelt wird, die als ihre Lieben gelten.

Wir werden Zeugen eines Versuchs, die Monarchie abzuschaffen. Das sollte ich als Republikanerin ja begrüssen. Doch das kann ich nicht, denn Zweck der Schnappdankung ist, ihren Akteuren nicht weniger Privilegien zu verschaffen als der alten Garde, sondern mehr. Es ist nicht reaktionär, Privilegierte, die sich ihrer Privilegien bewusst sind und deswegen auf Gejammer verzichten, zu bevorzugen gegenüber ebenso Privilegierten, die so tun, als wären sie es nicht, sondern, als gehörten sie zu den Mühseligen



Für die Nation, die ihn einst liebte, ist er bereits gestorben: Prinz Harry.

und Beladenen dieser Welt. Das alte Motto der Windsors, «Nichts erklären, nichts beklagen», ist verkommen zu einem «Alles erklären, alles beklagen, denn das bringt einen Hundert-Millionen-Dollar-Deal mit Netflix».

Das ist eine Menge Geld für die Geschichte eines Manns, besonders wenn darin allerlei «Unwahrheiten weiterverbreitet werden». Auch wenn unsere «Erinnerungen unterschiedlicher Art sind» und in Grossbritannien «systemischer Rassismus» nicht sonderlich verbreitet ist, erinnern wir uns doch klar an einen Mann, der sich einmal zum Spass als Nazi verkleidete und der als Soldat einen seiner Kameraden als «Paki» bezeichnete. Als glühender Anhänger von Psychotherapien kennt Prinz Harry hoffentlich den Begriff «Projektion», was heisst, dass man Gefühle oder Charakterzüge, die man an sich selbst nicht mag, anderen zuschreibt. Es fand auch keine «heimliche Hochzeit» statt drei Tage vor der grossen, welche die britischen Steuerzahler um die dreissig

Millionen Pfund kostete. Und gehörten zu den ersten Wörtern, die der kleine Archie aussprach, wirklich «Oma Diana», «Fahr vorsichtig» und «Immer schön hydrieren»? Was kam danach? «Freiheit für Palästina»?

Zwölfjähriger am Sarg seiner Mutter

Zuerst klammerten wir uns an die Geschichte, Prinz Harry sei ein etwas verwirrter, aber anständiger Junge, der in die Fänge einer gerissenen Abenteurerin geraten sei. Doch das ist sexistischer Quatsch: Meghan war Katalysator seiner Störung, aber nicht deren Ursache. Er ist ein erwachsener Mann, der nie über den schrecklichen Tag hinweggekommen ist, an dem er als Zwölfjähriger neben dem Sarg seiner Mutter marschieren musste, während die ganze Welt zuschaute.

Doch nicht einmal von diesem bestimmt unvergesslichen Ereignis kann er sagen, wie es wirklich war: Im August 2017 sagte er der BBC, er sei «froh», es getan zu haben, nach-

dem er im Juni 2017 *Newsweek* gesagt hatte, «so etwas sollte man einem Kind unter keinen Umständen zumuten». Schon damals setzte er für sein eigenes Volk, das für Selbstmitleid nichts übrig hat, das eine Gesicht auf, während er ein anderes ausprobierte für Amerika, wo Selbstmitleid zum Zeitvertreib einheimischer Prominenter gehört. So erklärte Gwyneth Paltrow einmal, Gemeinheiten über sich zu lesen, sei «fast so, wie wenn man in einem Krieg blutige Entmenschlichungen durchmacht», während Kristen Stewart meinte, fotografiert zu werden, sei ähnlich wie vergewaltigt zu werden: Im La-La-Land hört dich jeder schreien, und du wirst dafür auch noch bezahlt. Prinz Harry hatte seine wahre Sippe gefunden.

So wurde daraus die Geschichte von einer Hochzeit und zwei Todesfällen. Ersterer wohnen wir fröhlich bei, unbekümmert um die Kosten, glücklich darüber, dass unsere blasse, schlaffe Monarchie eine junge Frau rekrutiert hatte, die den armen Jungen trösten könnte,

«Ja, ich lebe ein Leben, um das Millionen mich beneiden, aber schauen Sie nur, wie ich leide.»

der seine Mutter beerdigt hatte. Doch jegliches Wohlwollen der Nation dem Prinzen gegenüber war aufgezehrt, als die Queen im letzten April ihren Mann beerdigte. Nach dem einen Monat davor ausgestrahlten Oprah-Interview, in dem der Königsfamilie vorgeworfen wurde, rassistisch zu sein und Meghan kein bisschen willkommen geheissen zu haben, hatten wir angenommen, Harry sei jetzt damit «alles losgeworden». Gefühle auszudrücken, ist für Engländer ähnlich wie erbrechen: unangenehm, aber ab und zu nicht zu vermeiden, etwas, das man möglichst rasch hinter sich lässt. Harrys Grossvater kam im Exil auf einem Küchentisch zur Welt, wurde mit achtzehn Monaten zu einem Flüchtling, den in der Fremde keine Oprah mit offenen Armen empfing, gab seine Karriere, seine Religion und seinen Namen auf, um sein Leben lang im Namen der Pflicht ohne Murren zwei Schritte hinter seiner Frau herzu-





«In mir steckt verdammt viel von meiner Mama»: mit Mutter Diana und Bruder William (1995).

gehen. Als Harry feierlich hinter seinem Sarg herging, hofften wir alle, die üblen Querelen würden damit auch begraben. Doch nun legte Harry erst recht los: Letzte Woche beschuldigte der Prinz in seiner Sendung «The Me You Can't See» «die Firma», ihn «völlig vernachlässigt» und «durch Einschüchterungen zum Schweigen gebracht» zu haben, und beklagte, von seinem Vater «genetischen Schmerz» geerbt zu haben. Was da noch alles kommen mag?

Göttliches Vorrecht des Prinzen

Werden die Amerikaner Harrys überdrüssig werden? Mit atemberaubender Taktlosigkeit in Anbetracht der Tatsache, dass die USA einst Krieg führten, um sich vom kolonialistischen Joch der britischen Monarchie zu befreien, hat Harry bereits den Ersten Zusatzartikel der amerikanischen Verfassung kritisiert, in dem das Recht auf freie Meinungsäußerung garantiert wird. Dass da jemand in der Verkleidung des aufgeklärten Bürgers das göttliche Vorrecht

von Königen – und Prinzen –, nicht kritisiert zu werden, einfordert, diese Ironie dürfte in Harrys neuer Heimat nicht unbemerkt geblieben sein.

Wenn im weiteren Verlauf der Serie die Privilegiertesten dieser Erde sich auskotzen, dann wird den einen oder die andere der Gedanke beschleichen, dass da durchaus Eigennütziges im Spiel sei. Die neue Aristokratie des Show-



business sagt: «Ja, ich lebe ein Leben, um das Millionen mich beneiden, aber schauen Sie nur, wie ich leide», und vermag so in ihren «gated communities» ihre «street credibility» zu behalten. Lebte Marie-Antoinette hier und heute, würde sie behaupten, sie leide an Bulimie – «Lasst mich Kuchen essen!» –, und erhielte, statt geköpft zu werden, für ihre Erwähnung psychischer Probleme die Goldmedaille der Opferolympiade.

Vielleicht wird Harry es sich mit seiner neuen Heimat bald verscherzen; in Grossbritannien wird man ihm das, was er getan hat, nie verzeihen. Denn er hat es der Queen angetan, der 95-Jährigen, die an der Beerdigung ihres Mannes allein sass, um dieselben Regeln des Social

Grossbritannien wird ihm nie verzeihen, was er seiner Grossmutter, der Queen, angetan hat.

Distancing einzuhalten, die ihre Untertanen ein Jahr lang geübt hatten, der Königin, die allein weiterging und wie gewohnt die Parlamentssitzung eröffnete, weil Demokratie etwas Ernstzunehmendes ist. Sogar lebenslange Republikanerinnen wie ich haben Respekt vor ihr. Angesichts eines Manns, der unablässig darüber klagt, wie sehr er gepiesackt worden sei, fragt sich unsere Nation, wie lange ein erwachsener Mann den Tod seiner Mutter als Ausrede dafür benutzen kann, dass er auf seine Grossmutter einschlägt.

Rat von Konfuzius

Zum Zeitpunkt, da ich dies schreibe, ist Prinzessin Diana – die Braut bei jedem königlichen Begräbnis und die Trauernde bei jeder königlichen Hochzeit – einmal mehr in den Medien, weil die Umstände, unter denen das berühmte Enthüllungsinterview mit ihr zustande gekommen war, hinterfragt werden. Sie werde nicht «still und leise verschwinden, das ist das Problem», teilte sie der Welt vor langer Zeit mit, und jetzt sagt ihr Sohn: «In mir steckt verdammt viel von meiner Mama. Die einzige Möglichkeit, sich zu befreien und auszubrechen, ist, die Wahrheit zu sagen.»

Dieser verwirrte Prinz ist die Bombe, die Diana – ob zufällig oder absichtlich, werden wir nie wissen – im Schosse der Königsfamilie platziert hat als Rache für all das, was sie von ihr erliden musste, und die jetzt erst explodiert. Wie der schlaue Konfuzius schon sagte: «Bevor du aufbrichst, um Rache zu nehmen, hebe zwei Gräber aus.»

Wie viele Gräber Prinz Harry auszuheben gedenkt, ist noch nicht klar; aber für die Nation, die ihn einst liebte, weil er der Sohn seiner Mutter war, ist er bereits gestorben.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

PERSONENKONTROLLE

Binder, Nawalny, Sommaruga, Pfister, Brändli, Schellenberg, Bürki, Petkovic, Egli, Furrer, Gates, Johnson



Immer mit Ehering: Bill Gates.



Grabenkämpfe: Marianne Binder.



Ab aufs Matterhorn: Beatrice Egli.

Marianne Binder, kalte Kriegerin, liefert sich seit Wochen hartnäckige verbale Grabenkämpfe mit der russischen Botschaft. Und das kam so: Die Aargauer Nationalrätin (Die Mitte) hatte gegenüber Schweizer Zeitungen Russlands Vorgehen im Fall von Kreml-Gegner **Alexei Nawalny** klar verurteilt. Dieser wurde nach seiner Rückkehr zu Haft in einem Straflager verknurrt. Die russische Botschaft in der Schweiz konterte die Kritik mit einer Presseerklärung, in der man der Politikerin, gelinde gesagt, das Wort verbot. Seither führen Nationalrätin Binder und der Botschafter, inzwischen aber über Twitter, einen regelmässigen Schlagabtausch. (*hmo*)

Carlo Sommaruga, Israel-Boykotteur, macht aus seiner Sympathie für BDS keinen Hehl. Das Kürzel steht für «Boycott, Divestment and Sanctions». Die Bewegung will Israel mit Boykotten, Kapitalabzug und wirtschaftlichen Sanktionen austrocknen. Der Genfer SP-Nationalrat, der auch eine grosse Nähe zur extremen Linken in Lateinamerika unterhält, hat in der Vergangenheit immer wieder Organisationen verteidigt, die sich BDS auf die Fahnen geschrieben haben. Das hat nun Nationalrat **Gerhard Pfister**, Parteichef der «Mitte», auf den Plan gerufen. Auf Twitter teilte er gegen Sommaruga aus: «Die unkritische Haltung Sommarugas gegenüber antisemitischen Organisationen, denen er nahe steht, ist längstens aktenkundig. Aber für ihn zahlt sich allemal aus.» In der Tat kann sich Sommaruga in seiner Heimatstadt Genf auf eine quicklebendige politische Subkultur abstützen, die denkt wie er. (*fs*)

Urs Brändli, Meinungsmacher, sorgt sich wegen der Stimmung unter den Bauern bezüglich der beiden Landwirtschaftsabstimmungen vom

13. Juni. Solche Spannungen habe er noch nie gespürt, sagt der Präsident von Bio Suisse und spricht von einer «überdrehten Debatte». Die Nein-Parole seines Verbandes zur Trinkwasserinitiative hat vielleicht entscheidend dazu beigetragen, dass das Anliegen beim Volk keine Zustimmung finden wird. Der oberste Öko-Bauer sieht aber auch Positives im Abstimmungskampf. Die Öffentlichkeit habe sich in den letzten Monaten kritisch mit der Landwirtschaft auseinandergesetzt – ein Weiter-wie-bisher werde es «so oder so nicht geben». Was wieder einmal den Wert der direkten Demokratie unterstreicht. (*odm*)

Aldo C. Schellenberg, Ex-General, hat einen neuen Auftrag. Er wurde in den Verwaltungsrat von Skyguide gewählt. Das Unternehmen mit 1500 Mitarbeitern an vierzehn Standorten ist für die Flugsicherung in der Schweiz und im angrenzenden Ausland verantwortlich. Rund 1,2 Millionen zivile und militärische Flugzeuge werden dabei sicher und effizient durch den komplexesten Luftraum Europas geführt. Eine gewisse Ähnlichkeit hat Schellenbergs neue Tätigkeit also mit dem unter anderen Rentnern beliebten Sudoku-Lösen. (*hmo*)

Roman Bürki, Individualtourist, durchlebt derzeit harte Zeiten. Im Klub wurde der Torhüter von Borussia Dortmund zur Nummer zwei degradiert – und in der Nationalmannschaft beim EM-Aufgebot von Trainer **Vladimir Petkovic** schnöde übergegangen. Auch bei seiner Ferienreise nach Mallorca war er überzählig. Die Fluggesellschaft Eurowings liess Bürki und dessen Freundin Marlen stehen. Grund: Überbuchung. Der Verschmähte fackelte nicht lange und charterte einen Privatjet. Kostenpunkt: 21 000 Euro. Diesen Betrag fordert Bürki nun von der Airline vor

Gericht zurück. Seine Chancen auf Erfolg stehen offenbar gut. (*tre*)

Beatrice Egli, Gipfelstürmerin, setzt sich hohe Ziele – das 4478 Meter hohe Matterhorn. Des- sen Gipfel will die Schwyzer Schlagersängerin im Juli erklimmen. Nun erhält sie Tipps von einem der versiertesten Bergführer: **Art Furrer**. Der 84-jährige Hotelier von der Riederalp, der den berühmtesten Berg schon fünfzehn Mal bestiegen hat, rät Egli zu konsequentem Krafttraining (für Oberarme und Beine), Gewichtskontrolle, technischem Kletterunterricht und zu mindestens einer Probetour auf einen leichten Viertausender – am besten das Breithorn. Ausserdem brauche sie einen Bergführer, der nicht hetze und jeden Stein kenne. Und besonders wichtig: «Anspruchsvoller als der Aufstieg ist der Abstieg. Denn dann muss man fast immer klettern – und schaut permanent in den Abgrund.» (*tre*)

Bill Gates, Single, hat wohl doch noch nicht endgültig Abschied von seiner Frau Melinda genommen. Bei seinem ersten Auftritt nach Bekanntgabe der Scheidung registrierten aufmerksame Beobachter im New Yorker Nobelrestaurant «Nobu Fifty Seven», dass der Tech-Milliardär noch immer seinen Ehering trug. (*ky*)

Boris Johnson, Gourmand, hat schon wieder Probleme wegen kleiner Aufmerksamkeiten. Diesmal geht es nicht um Tapeten für die Dienstwohnung, sondern um Fresskörbe im Wert von 27 000 Pfund, die ein grosszügiger Parteispender anonym per Velo-Kurier an die Downing Street liefern liess. Ob allerdings der Inhalt dem Premier und Churchill-Epigonon mundete? Es handelte sich um biologisch-gesunde Ware. (*ky*)

Denn Klima ist alles

Bei den Klimabewegten läuft's nicht rund. Das Wetter zeigt sich seit Monaten nasskalt. An ihren Kundgebungen liess sich kaum jemand blicken. Und diese überlagerten sich obendrein mit Pro-Palästina-Demos. Antisemitische Hetzrufe vereinigten sich mit anti-kapitalistischen Parolen. Auch die nordische Maid Greta Thunberg richtete sich gegen Israel. Ihr Kampf gilt jetzt dem Klima im Nahen Osten. Denn Klima ist alles. Das schlechteste Klima verbreiten die Klima-Miese-peter.

Die Befürworter des CO₂-Gesetzes ärgern sich, weil die gegnerischen Argumente der hohen Kosten und der Nutzlosigkeit fürs Weltklima verfangen. Weil niemand glaubt, unser Bundesrat habe Einfluss aufs Klima von 2050, wo er doch nicht einmal die Abrechnung der Postautos oder die Bereitstellung von Schutzmasken im Griff hat. Die Jungen – welche Überraschung – stimmen laut Umfragen tendenziell mit Nein. Weil sie ihr Geld lieber in der eigenen Tasche behalten, als es in fremde Taschen zu stecken.

Jetzt werfen die Anhänger des CO₂-Gesetzes das letzte Aufgebot in die Abstimmungsschlacht. Die FDP-Führung fordert ihre Politiker auf, der umgekippten Basis ins Gewissen zu reden. Christian Dorer vom *Blick* predigt vor einer Weltkugel, ein Ja sei «alles andere als sicher». Wer mit Nein stimme, solle wenigstens zugeben, «dass er oder sie nichts tun will». Im Klartext: dass er oder sie ein schlechter Mensch ist. Gieri Cavelti vom *Sonntagsblick* befindet den «sehr realen» Klimawandel «als Argument für ein Ja am 13. Juni eigentlich konkret genug».

Besonders dreist treiben es die staatlich dominierten Bernischen Kraftwerke (BKW). Sie feiern im *Sonntagsblick* doppelseitig in Wort und Bild den Präsidenten der Grünliberalen Partei, Nationalrat Jürg Grossen. Warum? Weil er den Verband der E-Mobilität und bald auch den Solarenergie-Branchenverband präsidiert. Das Staatsunternehmen bezahlt einem Politiker ein zweiseitiges Inserat. Weil mit dem CO₂-Gesetz der Strom teurer wird. Zum Glück sind die meisten Klimatisierten keine heißen Birnen. Mit ihnen sparen wir am meisten Strom.

Christoph Mörgeli

Mädchen als Freiwild

In Zürich erlebt fast jede Frau Belästigungen im öffentlichen Raum. Wer sind die Täter?

Marcel Odermatt und Roman Zeller

Nein von zehn Frauen wurden schon einmal belästigt, als sie in Zürich unterwegs waren. Das resultiert aus einer Studie, die unlängst für Schlagzeilen sorgte. Besonders betroffen sind 16- bis 35-Jährige, vor allem in der Nacht.

Die *Weltwoche* sprach mit mehreren Frauen, die anonym bleiben möchten. Auffällig ist: Alle Befragten berichteten über unangenehme bis verstörende Erfahrungen. Ob Schülerinnen, Studentinnen, Berufstätige – ausnahmslos alle sind betroffen. Egal, ob blond oder braunhaarig, hübsch oder weniger hübsch, freizügig oder zugeknöpft – alle erfuhren, was in ihren Augen nicht hätte passieren dürfen.

Viele Gesprächspartnerinnen kämpfen damit, «aufdringliche» und «gruusige» Männer im ÖV oder auf der Strasse abzuwimmeln. Dieser Kontakt könne freundlich beginnen, bis er ausarte: Wer als Frau die Nummer nicht hergibt oder den Flirt verweigert, wechselt zur Rettung das Zugabteil. «Im Bus schaute mir einer ständig auf die Brüste und sagte plötzlich, ich hätte «grosse Ballone»», erzählt eine Studentin.

Noch extremer sind die Geschichten aus der Nacht: In Zürich scheint es, als ob es einen Freipass zum Grabschen gebe. An der Langstrasse, sagen mehrere Betroffene, sei es «fast normal», in den Klubs eine fremde Hand am Hintern zu spüren. Wer sich wehrt, riskiert, angegriffen zu werden: «Ich kassierte zwei Ohrfeigen, weil ich solche Typen zusammenschiss», erinnert sich eine junge Frau.

Fehlender Anstand

Sich alleine auf den Heimweg zu machen, getrauen sich die wenigsten. Die meisten nutzen Uber, um über den Fahrer Bescheid zu wissen. Wer zu Fuss geht, muss mit billigster Anmache rechnen: «Hey, du hast den geilsten Arsch der Welt», habe ihr kürzlich einer von drei jungen «Shipis» nachgerufen. So erzählt es eine 26-Jährige. Sie meint damit Albaner, balkanstämmige Männer.

Das Täterbild lässt sich anhand der Geschichten nur vage skizzieren. Oft sei es unmöglich, da Äusserlichkeiten zu wenig Aufschluss gäben. Zudem achten viele nicht darauf, wer sie belästigt – wegen des Schocks, weil es zu schnell geht oder dunkel ist. Sicher ist: Männer in Gruppen sind hemmungsloser, die Anonymität der Dunkelheit fördert Übergriffe, und Alkohol sowieso.

Was den Frauen auffällt: Südländer, Afrikaner oder Männer aus dem Balkan seien offensiver und hartnäckiger – auch im negativen Sinn. Meist sei es fehlender Anstand; dieses Phänomen kenne bei den Tätern weder Alter noch Nationalität.

Sie sei auch schon belästigt worden, sagt Tamara Funicello. Ihre Peiniger hätten auch typische Schweizer Namen getragen, betont die 31-jährige SP-Nationalrätin. Die ehemalige Juso-Chefin glaubt, dass junge Frauen in den neunziger Jahren sorgloser in den Ausgang gehen konnten. Einen Zusammenhang mit der Zuwanderung sehe sie aber nicht, das wäre «zu einfach». Den Grund für die Gewaltzunahme sieht sie in der Frauenbewegung, diese sei vor dreissig Jahren stärker gewesen. Erst durch die «me too»-Debatte hätten Frauen wieder realisiert, dass sie Anmache nicht hinnehmen müssten.

Feindbild Mann?

Anderer Meinung ist Barbara Steinemann, 44. «Natürlich gibt es einen Zusammenhang zwischen der Zuwanderung und der wachsenden Unsicherheit von Frauen», sagt die SVP-Nationalrätin. Gerade, wenn Männer aus muslimischen Ländern einwanderten. Die Kausalität zeige sich im Frauenbild, das in diesen Regionen vorherrsche. Dass Linke diese Tatsache nicht wahrhaben wollten, sei aber genauso schlimm, fügt sie an. «Lieber arbeiten sie sich am Feindbild Mann ab, anstatt die Probleme beim Namen zu nennen.» Eine Lösung sehe sie unter diesen Umständen keine.

Die Pattsituation heisst konkret: Frauen werden weiter belästigt – zumindest in Zürich.

Endlich: Vegi-Burger und Labor-Fleisch

Die Schweiz hat eine halbe Million Kühe und Schweine zu viel. Sie werden sich in saubere Luft auflösen.



Der Aufstand der Schweizer Bauern – Bäuerinnen sieht man auf den Protest-Traktoren fast keine – für Pestizide im Grundwasser ist letztlich ein sozialer Protest. Sie haben Angst vor der Zukunft.

Wir haben zu viele Bauernbetriebe. Und deshalb je eine halbe Million Kühe und Schweine zu viel. Um diese zu füttern, müssen wir Mais und Soja importieren. Die Schweiz ist mit fremdgefütterten Viechern überbevölkert, die ihrerseits wiederkäuen, furzen, kacken und pissen. Dies führt zu einer Überdüngung der Böden.

Der Preis dieses hochsubventionierten Wahnsinns: Die Landwirtschaft kostet die Schweiz direkt und indirekt zehn Milliarden Franken pro Jahr. Wir haben leider mehr Diesel-Traktoren als Verstand. Und die Schweizer Fleischpreise sind als Folge davon doppelt so hoch wie in Österreich und Deutschland.

Viele Bäuerinnen und Bauern sind Gefangene und Getriebene zugleich. Ökonomisch ticken unter ihren Betten mindestens zwei Zeitbomben: Vegi-Fleisch und Labor-Fleisch.

Ein statt zehn Kilo Soja

Beginnen wir die Zeitreise mit jenen Vegi-Burgern, die rasend schnell Marktanteile gewinnen. Und erst noch laufend besser schmecken. Ein Rind muss zehn Kilo Soja runterschlingen, damit ein Kilo Fleisch auf die Ladentheke kommt. Beim Vegi-Fleisch braucht es nicht viel mehr als ein Kilo Soja, um ein Kilo Burger zu produzieren. Und dies, ohne das Grundwasser und in der Folge das Trinkwasser zu belasten.

Das Unternehmen Beyond Meat macht jetzt Investoren und Konsumenten weltweit richtig heiss: 2024 würden seine Produkte noch weit besser schmecken als heute. Und gleich billig sein wie traditionell hergestelltes Fleisch. Das anvisierte Ziel: Preisparität im europäischen Fleischraum.

Damit wird in der Schweiz der Vegi-Burger innert dreier Jahre nur halb so viel kosten wie ein Burger aus Schweizer Fleisch. McDonald's und Burger King werden mit ihrer hyperaggressiven Werbung zu den grossen grünen Bio-Rittern mutieren. Der Wurm muss dem Fisch und nicht dem Fischer schmecken. Der

Der Preis pro hundert Gramm Trockenfleisch wird auf Fr. 2.50 sinken.

Vegi-Burger den Kindern, dem Portemonnaie der Eltern und nicht den Bauernbürokraten.

Kurz darauf wird feines Labor-Fleisch den blutigen Markt von hinten aufrollen. Neu werden die Bündner und Walliser Trockenfleischproduzenten nicht mehr argentinisches Fleisch importieren. Nein, das Fleisch wird direkt in neuen Lonza-Bioreaktoren produziert. Dies von den Söhnen, Töchtern und Enkeln der einstigen Arbeiterbauern. Der Preis pro hundert Gramm Trockenfleisch wird auf Fr. 2.50 sinken. Und somit endlich erschwinglich sein für alle heimatverbundenen Jodler, Jasser und Schwinger. Gut so.

Vielleicht werden die Bio-Bauern gemeinsam mit dem von den Bauernbürokraten ge-

steuerten Zehn-Milliarden-Konzern Fenaco die Trinkwasser-Initiative bodigen. Für Bio Suisse gilt: Glaubwürdigkeit verliert man nur einmal. Das Bio-Label ist inzwischen schon Totholz. Die Vereinigung der Bio-Betriebe wird politisch keine Rolle mehr spielen. Und dies, obwohl die Initiantin der Trinkwasser-Initiative, Franziska Herren, den Bauernbetrieben volle acht Jahre für die Umstellung auf umweltverträglich Produktion Zeit lassen möchte.

Gute Vorruhestandsrenten

Der Kapitalismus kennt keine Gnade und keine Gnadenfristen. Er reisst – wie dies Marx und Engels im «Kommunistischen Manifest» treffend beschrieben haben – früher oder später alle Grenzen ein, räumliche und zeitliche. Jetzt sind die Bäuerinnen und Bauern an der Reihe. Nur haben sie es noch nicht bemerkt.

Franziska Herren erhält laufend Morddrohungen. Die Gegner schüren mit viel Geld Emotionen, statt auf Innovationen zu setzen. Franziska Herren sollte so oder anders weitermachen. Das nächste Thema: Die Schweizer Bauern – vorab aber die Schweizer Bäuerinnen – brauchen angesichts des zugleich gierigen wie umweltfreundlichen Kapitals gute Vorruhestandsrenten.

Rom wurde nicht an einem Tag erbaut. Für die AHV brauchte es mehrere Anläufe. So viel Zeit können wir uns in Sachen landwirtschaftliche Vorruhestandsrenten nicht erlauben.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz

Gössi-Freisinn

Rette sich, wer kann.

Erik Ebnetter

Anfang Mai hatte Petra Gössi ein Rendez-vous mit der Wirklichkeit. Eine repräsentative Tamedia-Umfrage ergab: 59 Prozent der FDP-Sympathisanten lehnen das CO₂-Gesetz ab.

Mit heissem Kopf schrieb Parteichefin Gössi auf Facebook, die Delegierten hätten das Gesetz «klar unterstützt». Wenn nun eine Mehrheit der Freisinnigen dagegen sei, dürfte die «frühe Gegenkampagne» dafür verantwortlich sein. Das Gesetz sei nämlich «liberal».

Anders ausgedrückt und nur leicht zugespitzt: Die FDP-Basis muss sich von der Parteispitze um Petra Gössi erst noch erklären lassen, was sie vom CO₂-Gesetz zu halten hat.

Früher war die Sache klar

Inzwischen hat Tamedia eine neue Umfrage veröffentlicht. Demnach sind sogar 61 Prozent der Freisinnigen gegen das Gesetz. Unter «liberal» müssen diese Leute etwas anderes verstehen als die FDP-Präsidentin.

Das gilt auch für die kantonalen Sektionen Basel-Stadt und Aargau. Sie haben die Nein-Parole beschlossen und fahren Gössi in die Parade. Die Sektion Solothurn und die Jungfreisinnigen entschieden sich für Stimmfreigabe.

Auch der FDP-nahe Think-Tank Avenir Suisse macht Ärger. Der Klimafonds dürfte sich zum «Selbstbedienungsladen» entwickeln und die Flugticketabgabe sei eine «Fehlkonstruktion», heisst es in einer neuen Studie.

Ähnlich wie die liberale Avenir Suisse redete früher auch Gössi. Noch 2016 sass sie im Komitee der «Milchkuh-Initiative» und forderte, die Einnahmen der Benzinsteuern seien nur für den Autoverkehr zu verwenden. Das gebiete das Verursacherprinzip. Heute kämpft sie für zusätzliche Abgaben auf Benzin, um einen Klimafonds zu äpfeln. Das entspreche dem Verursacherprinzip, sei also liberal.

Doch was heisst «liberal»? Auch dazu äusserte sich Gössi in ihrem Facebook-Post von Anfang Mai: «Liberal» heisse, auch an künftige Generationen zu denken und ihnen grösstmögliche Freiheiten zu belassen. «Dazu braucht es neben Eigenverantwortung, Fortschritt und



Leben nach der Politik: FDP-Präsidentin Petra Gössi.

Innovation auch Verantwortung über die Konsequenzen des eigenen Handelns.»

Nochmals zum Nachdenken: Eine liberale Politik, wie sie Petra Gössi vorschwebt, braucht «neben Eigenverantwortung» auch «Verantwortung über die Konsequenzen des eigenen Handelns». Was soll das bedeuten? Kein Wunder, misstrauen die Freisinnigen den Worten ihrer Präsidentin. Diese ergeben manchmal schlicht keinen Sinn.

Abgesehen davon: Allein der Zusatz «neben Eigenverantwortung» muss Freisinnige stutzig machen. Das klingt, als stünde Eigenverantwortung für Eigensinn oder Egozentrismus.

Früher war die Sache klar: Die FDP stand für «Mehr Freiheit, weniger Staat». Darunter konnte sich jeder etwas vorstellen. Heute verfolgt die FDP eine «liberale Umweltpolitik». Darunter kann sich niemand etwas vorstellen (oder jeder etwas anderes).

Auch Gössi fehlt die Orientierung. Angeleitet vom Politikberatungsunternehmen GfS Bern,

verpasste sie der Partei vor zwei Jahren einen grünen Anstrich. «Es wissen heute viele nicht mehr, dass der Umweltschutz eigentlich zur DNA des Freisinns gehört», sagte sie damals. Sich selber musste sie zu diesen Ahnungslosen gezählt haben. Ihr Profil beim Wahlhilfe-Service Smartvote zeigte es seinerzeit klar: Ein «ausgebauter Umweltschutz» hatte für Gössi keinerlei Priorität.

Prinzipienlosigkeit als Programm

Wofür steht die FDP? Für mehr oder weniger Staat? Auf eine solch zentrale Frage findet die Partei heute keine Antwort mehr – oder nur eine widersprüchliche. Die Umweltvorlagen vom 13. Juni sind ein gutes Beispiel dafür: Die FDP unterstützt das CO₂-Gesetz, während sie die beiden Agrarinitiativen ablehnt. Hier ist sie für mehr, dort für weniger Verbote.

Am Ende ist man so vielleicht dreimal auf Seiten der Sieger. Aber was wäre damit gewonnen? Die stolze FDP verkommt zur kommunen

Mehrheitsbeschafferin im Stil der alten CVP, die ihre Prinzipienlosigkeit inzwischen zum Programm erhoben hat («Die Mitte»).

Die Parteichefin gibt sich entspannt wie immer. Kritik lächelt sie weg. Solche Debatten gehörten zum «Wesen des Freisinns», sagt sie in den Tamedia-Zeitungen.

Gössi hat recht und liegt falsch zugleich. Parteien sind Zweckverbände, bündeln Interessen. Das führt immer zu Streit. Trotzdem eint die Mitglieder ein höheres Ziel, zum Beispiel eben: «Mehr Freiheit, weniger Staat». Ohne eine solche Klammer zerreisst es eine Partei. Doch welchen Zweck soll die FDP noch haben?

Ihre Werte, niedergelegt in der «Vision FDP» von 2018, lauten Freiheit, Gemeinsinn, Fortschritt. Von SVP bis SP ist damit für jeden etwas dabei. Diese FDP ist eine Partei für alle und keinen.

Entsprechend mies sind die Wahlergebnisse. Seit Januar regiert die FDP keine grosse Stadt mehr. Im April verlor sie ihre Stellung als Partei mit den meisten Sitzen in Kantonsparlamenten. National hat sie den tiefsten Wähleranteil ihrer Geschichte. Wenn es so weitergeht, wird sie in zwei Jahren einen Bundesratssitz abgeben müssen.

Dabei bietet die Pandemie dem Freisinn eine einmalige Chance: Worum soll sich der Bundesrat kümmern, worum das Parlament, worum die Kantone? Wie weit darf Staatsmacht gehen?

Die Freisinnigen fühlen sich für solche Fragen zuständig, seit sie 1848 den Bundesstaat gegründet haben. 1958 bezeichnete Präsident Eugen Dietschi den Freisinn als «Treuhand», dazu berufen, «immer wieder den Sinn der eidgenössischen Idee zu interpretieren».

Philosoph im Sturm

Seine Nachfolgerin Petra Gössi ist in solchen Dingen weniger ehrgeizig. Im März behandelte der Nationalrat das Covid-19-Gesetz. Es ging um das Zusammenspiel der Staatsgewalten. Die Debatte war die längste der Parlamentsgeschichte – ohne dass Gössi sich einbrachte. Sie besuchte stattdessen einen Managementkurs an der Universität St. Gallen. Was die FDP früher in der Politik vertrat, lebt Gössi heute im Privaten: mehr Freiheit, weniger Staat.

Die Weiterbildung eröffnet Gössi attraktive Möglichkeiten. Sie ist zurzeit Verwaltungsratssekretärin einer börsenkotierten Beteiligungsgesellschaft. Als Executive MBA HSG dürfte sie bald selber in Verwaltungsräten sitzen. Es gibt ein Leben nach der Politik. Man muss es nur rechtzeitig vorbereiten.

Den Schaden hat die Partei. Der Freisinn erinnert dieser Tage an einen klapprigen Kahn. Das Steuer ist verlassen, der Kompass liegt zerbrochen am Boden. Rette sich, wer kann.

Während Captain Gössi ihr Rettungsboot abseilt, ist die Mannschaft ausser Rand und

Band. Ignazio Cassis und Karin Keller-Sutter kämpfen gegeneinander um die Wiederwahl in den Bundesrat. Nationalrätin Christa Markwalder hat Aussenminister Cassis' Funkgerät geschnappt und spricht mit EU-Bürokraten über das Rahmenabkommen. An der Relling hängt Nationalrat Christian Wasserfallen und schmettert Klagelieder gegen das CO₂-Gesetz in den Wind.

Auch im Unterdeck brodelt es. In der Berner Vorortsgemeinde Münsingen empfiehlt FDP-Gemeinderat Andreas Kägi den Grünen

Während Captain Gössi ihr Rettungsboot abseilt, ist die Mannschaft ausser Rand und Band.

Beat Moser als Gemeindepräsidenten. Dabei bewirbt sich auch sein FDP-Kollege Michael Fahrni um das Amt. Unterdessen sammelt der Jungfreisinnige Alain Schwald die freisinnigen CO₂-Gesetz-Gegner in einem «liberalen Komitee für eine wirksame Umweltpolitik».

Mitten in diesem Sturm mimt Ständerat Ruedi Noser den Philosophen. In der NZZ am Sonntag sagt er: «Wir sind die Partei eines liberalen Wertekanons, eines Grundgefühls, eine Partei der Mehrheiten.» Wer die Gepflogenheiten bei der FDP kennt, weiss: Jeder solche Satz wird von mindestens einem Kommunikationsberater gegengelesen und für gut befunden.

Offenbar fällt es im Freisinn und in seinen zugewandten Orten niemandem mehr auf: Wer sich auf Werte beruft, steht manchmal am Rand, ist mitunter in der Minderheit. Nur eine Partei ohne Prinzipien gehört immer zur Mehrheit, befindet sich immer in der Mitte.

Wie kopfflos die FDP agiert, zeigt ein internes Memo. Dass die Basis das CO₂-Gesetz ablehne, liege an der gegnerischen Kampagne. Die SVP-nahe Werbeagentur Goal versuche, die FDP zu spalten, was der SVP bei den nächsten Wahlen helfen solle, zitiert der *Nebelspalter* aus dem vertraulichen Dokument.

Es ist eine Tragödie der Selbstverzweigung: Die Staatsgründerpartei FDP, verankert in den Zentren der Macht, fühlt sich von einer Werbeagentur aus Andelfingen vorgeführt. Und es ist entlarvend: Nur wer die eigene programmatische Arbeit an Berater und Verbände (GfS Bern, Furrerhugi, Economiesuisse) ausgelagert hat, kann einer Werbeagentur einen solchen Einfluss zumessen.

Erinnerungen an den «Beerli-Freisinn»

Warum laufen der FDP die Wähler davon? Weil diese von durchtriebenen Gegnern ferngesteuert werden? Oder weil sie von der eigenen Partei enttäuscht sind?

Die Situation erinnert an die neunziger Jahre. Auch damals richtete sich die FDP neu aus, was der SVP den Aufstieg erst ermöglichte. Zeitweise befürwortete die FDP sogar den EU-Beitritt. Man sprach vom «Beerli-Freisinn», nach der damaligen Fraktionschefin Christine Beerli. Als sich die Partei endlich besann, stabilisierte sie sich auf tieferem Niveau.

Vor fünf Jahren, im April 2016, übernahm Petra Gössi das FDP-Präsidium. Die Wahl erfolgte ohne Gegenstimme. Als Rechtsliberale angetreten, hat sie die Partei seit 2019 allerdings grün geschminkt. Das nächste Rendezvous mit der Wirklichkeit hat dieser Gössi-Freisinn am 13. Juni. Sollte es wirklich keine Liebe sein, stehen der Partei und ihrer Präsidentin interessante Zeiten bevor.



«Können wir heute bestimmen, wie es uns später geht?»

Annette Behringer
Leiterin Marktgebiet Bern
zum selbstbestimmten Leben



Supermodel-Mutter mit 51

Alphawebchen können zwar noch keine Nachfahren zeugen, aber Naomi Campbell, Superstar der Supermodels, wird im vorgerückten Alter Mutter. Was ist davon zu halten?

Mark van Huissing

Hund beisst Mann» ist keine Story, lernt man in der Journalistenschule, «Mann beisst Hund» ist eine. Sinngemäss könnte gelehrt werden: «Frau wird Mutter» ist keine Story, «Fünfundzwanzigjährige Jungmutter ist Supermodel» schon. Besonders wenn es sich dabei um Naomi Campbell handelt. Die Londonerin sieht noch immer super aus, und ihr werden reichlich Qualitäten zugeschrieben, Muttertugenden wie Liebe, Fürsorge und Selbstaufgabe waren bisher nicht darunter.

Noch sind die Fakten dünn. Geschlecht und Name des Kinds: unbekannt. Name und Status des Vaters: unbekannt. Es soll sich um einen in New York lebenden Multimillionär und Geschäftsmann handeln, er soll in Campbells zwölf Millionen Dollar teurem Duplex-Apartment wohnen. Möglicherweise sei die Jungmutter aber bereits wieder Single (Quelle: *The Sun*).

Mit anderen Worten: Genaues weiss man nicht. Auch wenn's darum geht, wie die Nichtjungfrau zum Kinde kam – vermutlich mit Hilfe einer Leihmutter. Die Annahme fusst auf Campbells Alter – am 22. Mai wurde sie 51 – sowie dem Gerücht, sie habe sich vor drei Jahren bei einer Berühmtheit, die gerade Kindaustragensdienste in Anspruch nahm, danach erkundigt.

Sinnstiftende Angelegenheit

Mutterschaft verändert eine Frau, oder, zeitgemässer: Elternschaft verändert Menschen. Das, was früher gross und wichtig erschien, wird plötzlich nichtig und klein (das ist aus Reinhard Meys «Über den Wolken», wo's ums Fliegen ging). In Naomi Campbells Fall hiesse dies: Goodbye Party-nächte, goodbye Ausschlafen bis nachmittags um drei und Permanent-perfekt-zurechtgemacht-und-gekleidet-Sein. Respektive *hello* «endloses Fäkalien-Fest» (aus dem Aufsatz einer *New York Times*-Autorin mit der Überschrift: «Die frühe Mutterschaft war schon immer elend»).

Davon abgesehen, ist Elternschaft eine sinnstiftende Angelegenheit, vielleicht die sinnstiftendste überhaupt. Wer wollte es jemandem übelnehmen, wenn er oder sie diese Erfahrung machen möchte? Denkbare Weise wird gerade bei einer Model-Persönlichkeit, deren Leben sich die



Reichlich Qualitäten: Campbell.

längste Zeit um eher oberflächliche Dinge drehte, das Verlangen nach mehr Inhalt und weniger Form mit der Zeit drängender.

So weit, so unbestritten, doch jetzt treten wir auf das vielfältig deutbare Feld der Gender-Unterschiede: Dass reife, ach was: alte Männer Kinder zeugen, ist nicht neu. Alphamännchen können das, sie brauchen einzig eine Kindsmutter, die gebärfähig und willens ist. Julio Iglesias Puga, Vater von Julio Iglesias, wurde mit 88 nochmals Vater. Als er mit neunzig starb, war seine damals 42-jährige Frau wieder schwanger. (Enthüllung: Ich wurde mit 51 zum ersten Mal Vater. In meinem Buch «Mann Baby Mann» steht, was passiert, wenn Männer Väter werden.)

Alphawebchen können zwar (noch) keine Nachfahren zeugen, nichtsdestotrotz aber Kinder haben, wie es ihnen gefällt. Die Wege dazu sind andere als bei den meisten Frauen, doch zu Kindern führen auch sie. Sie adoptieren etwa, egal, ob sie einen Partner haben oder nicht – Angelina Jolie beispielsweise nahm sich ihren Ältesten, Maddox, als sie Single war – und/oder im Alter sind, in dem sie, biologisch besehen, eher Grossmütter eines Babys oder Kleinkinds wären. Wenn's schnell gehen soll, kaufen Frauen Kinder, das geht auch; Madonna etwa übersprang die Warteliste und kam mit insgesamt vier Kindern von Reisen nach Malawi retour.

Anderen ist die DNA wichtig, sie behelfen sich mit In-vitro-Fertilisation – Befruchtung im Labor und anschliessender Embryonenübertragung in die Gebärmutter. Oder, wie wahrscheinlich bei der Campbell, Leihmutterschaft; dabei wird eine Eizelle entnommen, im Labor befruchtet und einer anderen Frau eingesetzt. In der Schweiz ist das verboten, in Amerika hingegen in einigen Staaten erlaubt, in New York ist Mietmutterschaft (bei der die Frau, die das Kind austrägt, bezahlt wird) ein Straftatbestand.

Bedürfnisse und Launen

Was keine Premiere wäre in Campbells Leben: Sie hatte Klagen wegen Tätlichkeiten und anderer Misshandlungen am Schwanenhals, meist wurde ihr vorgeworfen, auf Bedienstete mit Telefonapparaten, später Mobiltelefonen eingeschlagen zu haben (einmal, weil eine Haushälterin ein bestimmtes Paar Jeans im hangargrossen Kleiderschrank nicht finden konnte). Dies war damals, doch das ist heute, sagen Freunde: Die neue Naomi ist kein *moody model*, launisches Mannequin, mehr, sondern wird eine *model mama*, ein Mutterrollenmodell. Tatsächlich besteht die Möglichkeit, dass sie dank des neuen Lebens in ihrem Leben lernt, was die meisten schon als Kind mitbekommen – dass andere Menschen auch Bedürfnisse haben und diese gleich bedeutend sind wie die eigenen.

Klingt einfach, ist es aber nicht, jedenfalls nicht für eine der berühmtesten Frauen der Welt (ich habe Naomi auf privaten Anlässen erlebt, sie nahm sich, sagen wir, ziemlich wichtig). Elternschaft ist manchmal anstrengend, auch weil man fremdbestimmt wird – die Bedürfnisse und Launen der Kleinen gehen vor. Weshalb reiche Menschen die Aufgabe oft auslagern, an die beste Nanny, Betreuerin oder Freundin, die man für Geld kaufen kann (Campbells Vermögen wird auf achtzig Millionen Dollar geschätzt, Quelle: *Wealthy Gorilla*). Andererseits könnte der «wunderbare kleine Segen», der sie als Mutter wählte (Campbell über ihr Baby auf Instagram), ihr helfen, sich zu der reifen Persönlichkeit zu entwickeln, die sie sein möchte. Das wäre dann so was wie eine «Mann beisst Dobermann»-Geschichte.

Blutige Schlacht im Ballenberg

Mitten im Familienidyll des Freilichtmuseums schlug eine Horde der linksextremen Antifa Angehörige der rechtsradikalen «Jungen Tat» spitalreif. Die Medien schweigen.

Christoph Mörgeli

Es geschah am helllichten Tag. Am Samstag, dem 15. Mai, überfielen kurz vor ein Uhr nachmittags gegen dreissig Linksextremisten der Antifaschistischen Aktion (Antifa) im Eingangsbereich des Freilichtmuseums Ballenberg bei Brienz eine Vierergruppe der «Jungen Tat». Während die Rechtsradikalen im Rahmen eines Wanderausflugs den Eintritt ordentlich bezahlten und den Ballenberg durch den offiziellen Eingang betraten, drangen die Anhänger der Antifa illegal durch den Wald ins Gelände ein. Maskiert und bewaffnet mit Schlagstöcken und Schlagringen, schlug die grosse Gruppe der Linksextremisten auf vier Ausflügler der Jungen Tat ein, auf die sie es ganz offensichtlich abgesehen hatte.

Laut Augen- und Ohrenzeugen sprachen die brutalsten Antifa-Schläger gebrochenes Deutsch, während sich die mutmasslichen Drahtzieher eher im Hintergrund hielten. Dies alles geschah vor den Augen von entsetzten Ballenberg-Besuchern, vor allem Familien mit Kindern. Diese unfreiwilligen Zuschauer erlebten die Vorgänge geschockt und mussten mitansehen, wie es im Lauf der äusserst einseitigen Auseinandersetzung zu blutigen Verletzungen kam. Nach einiger Zeit rückte die Berner Kantonspolizei am Tatort ein. Die Antifa war zu jenem Zeitpunkt bereits wieder verschwunden.

Kantonspolizei bestätigt Schlägerei

Angesprochen auf den schweren Zwischenfall, verweist Ballenberg-Geschäftsführer Martin Michel auf die Berner Kantonspolizei, die in diesem Fall orientiere. Tatsächlich bestätigt die Polizei die Vorfälle, für welche das Wort «Schlägerei» untertrieben scheint. Bei ihrem Eintreffen am Tatort habe sich der «Grossteil» der Angreifer bereits wieder verstreut. Es seien Anzeigen erstattet worden, aber keine Drittpersonen involviert gewesen; Sachbeschädigungen hätten nicht stattgefunden. Die Kantonspolizei bestätigt auch eine Hospitalisierung und spricht von einer «leichten Verletzung». Tatsächlich wurde bei einem Mitglied der Jungen Tat im Kantonsspital Winterthur ein komplizierter Eingriff am Finger der

rechten Hand vorgenommen. Der Verletzte muss nach der Operation zwei Monate lang einen Gips tragen und weiss nicht, ob die Fingerfunktionen ganz zurückkehren.

Dieses Opfer stand hauptsächlich im Visier der Antifa. Die Linksaktivisten dürften zum Voraus virtuell vom geplanten Samstagsausflug der Jungen Tat Wind bekommen haben. Beim Verletzten handelt es sich um denselben demnächst 21-Jährigen, der aufgrund des öffentlichen Drucks von Mitstudenten aus der Zürcher Hochschule der Künste (ZHdK) ausgeschlossen worden ist. Seither arbeitet er als selbständiger Grafiker und im IT-Bereich Bild und Ton.

Dieser Anhänger der früheren «Eisenjugend» und der heutigen Jungen Tat war mitsamt seinen Gruppierungen in letzter Zeit verschiedentlich Gegenstand von Medienberichten, unter anderem auch der «Rundschau» des Schweizer Fernsehens. Berichtet wurde über «Junge Neonazis auf dem Vormarsch», bei denen es sich um einige junge Männer (und vereinzelte Frauen) handle, die im November 2020 aus der rechtsradikalen Nationalistischen Jugend Schweiz (NJS) und der Eisenjugend hervorgegangen seien. Sie hätten nichts gemein mit der früheren Szene kahlgeschorener Skinheads, sondern gäben viel auf gepflegtes, gesittetes Auftreten, auf Bildung und körperliches Training. Man müsse sich vorbereiten auf «kommende Ereignisse» – wobei unklar bleibt, wer genau die Gegner sind.

Die Junge Tat tritt vor allem im virtuellen Raum auf und hat auch schon in Masken mit einem nach oben gerichteten Pfeil nächtlich vor

Redaktionen Zeitungen zerrissen. Das Schweizer Fernsehen sah in diesem Symbol eine Anlehnung ans Dritte Reich. Mit der *Weltwoche* wie überhaupt mit Journalisten möchte keiner ihrer Exponenten sprechen. Ganz sicher sind die Behörden nicht auf dem rechten Auge blind: Die militante rechte Szene wird vom Staatsschutz genaustens beobachtet, Telefone werden abgehört, und es finden auch Hausdurchsuchungen statt.

Dabei wissen die eingeweihten Kreise seit Jahren, was auch in den offiziellen Staatsschutzberichten festgehalten ist: dass bei den Linksextremisten ein weit höheres Gewaltpotenzial besteht. Die Linksextremisten der Antifa fühlen sich indessen moralisch überlegen, von einem breiten politisch-medialen Umfeld getragen oder jedenfalls nie kritisiert – und damit berechtigt, gegen Rechtsradikale mit allen erdenklichen Mitteln vorgehen zu dürfen: auch mit nackter Gewalt, die Leib und Leben gefährdet. Es dürfte kein Zufall sein, dass über die Vorfälle im Ballenberg trotz vieler Zeugen keine einzige Zeitung, kein einziger Beitrag in Radio und Fernsehen berichtet hat.

Sorgen der Eltern

Eltern von Aktivisten der Jungen Tat empören sich gegenüber der *Weltwoche* darüber, dass die Gesellschaft einen menschenfeindlichen, rechtswidrigen Angriff, wie er im Ballenberg geschah, einfach hinnehme. Ihre Kinder seien momentan fehlgeleitete Idealisten, die sich aber weiterentwickeln würden. «Sie erkennen, dass in unserer Gesellschaft manches nicht aufgeht», meint ein Vater. «Wenn man das benennt, steht man augenblicklich in der Verschwörerecke.» Ein anderer Vater sagt, er sei völlig unpolitisch, habe aber viel mit seinem Sohn diskutiert: «Er ist begabt, keine Dumpfbacke, würde aber bei Nennung seines Namens sofort als Nazi verschrien, staatlich überwacht und mit Jobverlust bestraft.» Zwar machen sich die Eltern grosse Sorgen über die Entwicklung der Sprösslinge hin zu rechtsradikalem Gedankengut. Wesentlich grösser noch ist aber die Empörung über die «Lynchjustiz» des linksextremen Mobs und deren Verharmloser bei Behörden und Medien.



«Leistung muss sein»

Wie viel Moral verträgt Aussenpolitik? Ruiniert der grüne Wandel die Industrie? Arbeitslosengeld ohne Gegenleistung? Altkanzler Gerhard Schröder über die Grünen und Kanzlerkandidatin Baerbock.

Béla Anda



«Am deutschen Wesen wird nicht überall die Welt genesen»: Gerhard Schröder.

Gerhard Schröder kennt die grüne Politik aus intimer Nähe. Als Bundeskanzler regierte er 1998 bis 2005 in Koalition mit Bündnis 90/Die Grünen und verhalf der grünen Politik auf nationaler Ebene zum Durchbruch. 2002 wiederum sicherten die Grünen durch ihr erfolgreiches Abschneiden Kapitän Schröder und der angeschlagenen SPD eine zweite Amtszeit im Kanzleramt. Auf die gemeinsame Ära geht unter anderem die Agenda 2010 zurück, ein Konzept zur Reform des Sozialsystems und des Arbeitsmarktes, die unter Rot-Grün umgesetzt wurde.

Im Gespräch mit seinem ehemaligen Pressesprecher Béla Anda greift Altkanzler Schröder die grüne Bundes- und Aussenpolitik von heute fundamental an. Unverhohlen spricht er ihrer Kandidatin Annalena Baerbock die Qualifikation zur Kanzlerin ab.

Béla Anda: Die Grünen sind im Hoch. Ist das nun ein Traum, der bald vorbei ist, oder ein dauerhafter Höhenflug? Oskar Lafontaine hat schon mal gegen die neue Kanzlerkandidatin der Grünen, Annalena Baerbock, geätzt: Viele glaubten, wenn man Mitarbeiterin einer grünen Fraktion gewesen sei und zwei Kinder grossziehe, sei man hinreichend qualifiziert, Bundeskanzlerin der grössten Wirtschaftsnation Europas zu sein. Damit hat er eben die Qualifikation von Frau Baerbock in Abrede gestellt. Wie siehst du das?

Gerhard Schröder: Also, ich würde zunächst einmal sagen: Respekt für die Art und Weise, wie die Grünen dieses Thema gehandelt haben. Und auch Respekt für Herrn Habeck, der einfach zurückgetreten ist, sicher nicht ganz ins Glied, sondern der mit Sicherheit auch eine weitere Rolle spielen will und wird.

Anda: Er hat ja gesagt, wie sehr er leide.

Schröder: Leiden ist ja auch so eine Geschichte. Denn wenn man selbst sagt, sie soll das werden, und dann so tut, als ob man leide, na ja, was soll man denn davon halten? Aber gut, das ist deren Sache, damit müssen die fertig werden. Ich finde an der Äusserung von Lafontaine eins richtig, ein anderes unanständig. Unanständig ist, zu rekurrieren auf die Tatsache, dass sie Mutter von Kindern ist. Das klingt so ein bisschen: «Soll sich gefälligst darum kümmern – um anderes nicht.» Das habe ich eigentlich von ihm gar nicht erwartet, und er kriegt bestimmt auch Ärger zu Hause deswegen, das hat er auch verdient dann, wenn ich das so bemerken darf. Das andere ist, dem würde ich partiell zustimmen: Sie hat keine Regierungserfahrung, weiss nicht, wie man mit Grossorganisationen strukturell umgehen muss, hat keine internationalen Erfahrungen, wenn ich mal davon absehe, dass sie das Büro einer Europa-Abgeordneten der Grünen geleitet hat, was immer da zu leiten ist. Und insofern ist es in Ordnung, diese Frage zu thematisieren, damit muss sie auch leben.

Anda: Warum ist es überhaupt so wichtig, Ministerpräsident, Ministerpräsidentin oder Ministerin, Minister gewesen zu sein, bevor man ein solches Amt wie das des Bundeskanzlers oder der Bundeskanzlerin ausübt?

Schröder: Man braucht einfach bestimmte Erfahrungen, wie Grossorganisationen und Ministerien funktionieren. Wenn man sozusagen ins kalte Wasser springen muss, national wie international, ohne Erfahrungen im Umgang mit diesen Grossorganisationen zu haben, kann das gründlich schiefgehen. Aber der zentrale Punkt für Deutschland ist ja: Die Grünen können das nicht mit ihrem Programm. Die haben völlig falsche Vorstellungen von dem, was es heisst, eine Industrienation zu führen, die derart exportabhängig ist wie Deutschland. Wenn ich mir das mal anschau, was die da thematisieren: Mit Russland darf man nicht, na, wegen was auch immer. Mit China wegen der Uiguren nicht und wegen Hongkong nicht. Mit Saudi-Arabien schon gar nicht und mit der Türkei wegen der Politik von Herrn Erdo-

gan auch nicht. Ja, mit wem soll eigentlich eine Industrienation nach deren Auffassung noch Handel betreiben können? Das wird, wenn ich einen Wahlkampf zu machen hätte, die zentrale Frage werden. Was wollen die? Und mit wem wollen sie noch arbeiten, mit Ausnahme von Amerika, wobei sie dann schön alles ausklammern, was in Amerika geschieht. «Black Lives Matter» zum Beispiel – ich hätte ja gedacht, dass sich die Grünen für die Frage interessieren, aber das tun sie gar nicht, weil sie sich ja um andere Dinge zu kümmern haben.

Anda: Die Grünen entdecken in ihrem Wahlprogramm die USA als neuen Partner für eine, wie du es mal genannt hast, moralisierende Aussenpolitik. Ist eine solche überhaupt realistisch? Wie viel Moral verträgt Politik gerade im höchsten Amt?

Schröder: Ich finde, Aussenpolitik darf ruhig vermitteln, dass wir Werte haben, an die wir glauben, die in unserer Verfassung stehen und die wir gerne zunächst mal im eigenen Land, dann in der Europäischen Union und darüber hinaus praktizieren. Aber die Vorstellung zu haben, wir könnten einem Land wie China nun vorschreiben, wie es innerstaatlich zu organisieren ist, ist abwegig. Wir müssen trotzdem dort arbeiten. Und als Regierungschef muss man natürlich auch mit dem russischen Prä-

sidenten reden können. Und dies völlig unabhängig von der Frage, wie man bestimmte innenpolitische Entwicklungen dort bewertet. Das Gleiche gilt für die Türkei. Weil wir unsere Werte verabsolutieren, können wir doch nicht nur mit denen politisch und wirtschaftlich arbeiten, die sofort bereit sind, die deutschen Wertvorstellungen innerlich und innerhalb des eigenen Machtbereiches umzusetzen.

«Die Erhöhung der Preise für Energieverbrauch – ja, wer soll sie bezahlen?»

Das kann nicht funktionieren. Es ist schlicht so: Am deutschen Wesen wird nicht überall die Welt genesen.

Anda: Annalena Baerbock hat gesagt, dass die Leitlinie des nächsten Koalitionsvertrages lauten müsse: Klimaschutz ohne Wenn und Aber. Was heisst das jetzt für einen Industriestandort wie Deutschland?

Schröder: Ja, das kann ich ja nicht erklären. Klimaschutz ohne Wenn und Aber. Wer ist denn dagegen? Nur, sie wird ja irgendwann, wenn sie wirklich in die Nähe dieses Amtes kommen will – was hoffentlich verhindert werden kann –, erklären müssen, was «ohne Wenn

und Aber» heisst. Welche Kosten wird das für die deutsche Wirtschaft haben? Welche sozialen Kosten wird das haben? Die Erhöhung der Preise für Energieverbrauch – ja, wer soll sie bezahlen? Dies in Zeiten, da die Wirtschaft wegen der Pandemie in grossen Schwierigkeiten ist und die gepöppelt werden muss. Oder sollen es die Verbraucher bezahlen, das heisst die ganz normal verdienenden Leute? Das sage ich voraus: Wenn die CDU das wirklich mitmacht [bei dem, was sich die Grünen vorstellen], wird das diese Partei zerreißen.

Anda: Die Grünen schaffen es ja irgendwie sehr gut, all diese Bedenken, die du äusserst, die viele Menschen sicherlich auch haben, verschwimmen zu lassen.

Schröder: Weil es diesem Land relativ gut geht, machen sich vermutlich zu wenige von denen, die jetzt für den Boom der Grünen sorgen, Gedanken darüber, was eigentlich passiert unter veränderten internationalen wirtschaftlichen Bedingungen. Was eigentlich passiert unter veränderten ökonomischen Bedingungen innerhalb Deutschlands? Und wer trägt die Folgen dessen, was man da an den Himmel malt? Die Folgen werden nämlich nicht diejenigen tragen, die wie die Mehrzahl der Grünen in gesicherten öffentlichen Ämtern sitzen und ordentlich bezahlt werden, sondern

Wohnen für alle verteuern?

Der Schutz des Klimas ist auch uns wichtig. **Bereits heute tragen Wohneigentümer massiv zur Reduktion von Treibhausgasen bei:**

- **Freiwillig investieren sie seit Jahren jährlich rund 20 Mrd. Fr.** in ihre Liegenschaften – ein Grossteil davon in Energiesparmassnahmen!
- Die Folge: **Senkung der Treibhausgase bei Haushalten: 34,7%!**

Das neue CO₂-Gesetz ignoriert diese enormen Leistungen. Denn es führt mit unrealistischen Vorschriften zu **immensen Mehrkosten für Mieter und Wohneigentümer:**

- **Zwangssanierungen** aufgrund des CO₂-Gesetzes bei 1,2 Mio. Miethäusern und Liegenschaften! **Diese Milliardenkosten müssen Mieter und Eigentümer zahlen!**
- **Zwangskündigungen für Mieter** aufgrund der Sanierungspflicht!
- **Raubzug auf das Portemonnaie der Mieter:** Aufgrund der Zwangssanierungen verteuern sich die Mieten für eine 100m² Wohnung basierend auf einer Studie des Bundesamtes für Energie um durchschnittlich **Fr. 140.– pro Monat!**
- Die Zwangssanierungen führen zu einem **massiven Mehrbedarf an Strom.** Das ist kontraproduktiv!

Deshalb:

NEIN

zu

diesem

CO₂-Gesetz!



SCAN ME

HEV Schweiz, Postfach, 8032 Zürich, hev-schweiz.ch



HEV Schweiz

die Folgen werden Industriearbeiter und ihre Familien tragen. Und da wäre ja vielleicht mal eine Möglichkeit für die SPD, eine ganz deutliche Sprache zu sprechen und zu sagen, nein, wir haben hier Leute zu schützen, die noch nicht im Wohlstand leben und deren Sparmöglichkeiten durchaus begrenzt sind.

Meine Vorstellung wäre, dass die SPD das auf keinen Fall der Linken überlässt, die ja auch überzogene Vorstellungen hat. Sondern sich wirklich klarmacht: Was braucht dieses Land gegenwärtig, und wie können wir den für viele Menschen erstmalig in der deutschen Geschichte erarbeiteten Wohlstand sichern? Das müsste das zentrale Thema der SPD sein. Dazu gehört Bildung, da ist die SPD übrigens immer die Partei gewesen, die gut aufgestellt war, weil man ihr geglaubt hat, dass sie auch bereit ist, Aufstiegschancen zu vermitteln. Ich bin selbst so einer, der davon profitiert hat.

Und das Zweite, man muss sich um die Frage kümmern: Wie qualifizieren wir die Arbeitskräfte der Zukunft, die ja unter neuen Bedingungen leben müssen? Wie schaffen wir es, dass jemand, der zwanzig Jahre als Meister gearbeitet hat, sozusagen mit einem digitalen Betrieb ebenso gut umgehen kann? Der Staat sollte es gegenwärtig vermeiden, Steuerdiskussionen zu führen. Denn wie sollen wir aus diesem Mist der Pandemie herauskommen, wenn wir jetzt eine Steuerdebatte beginnen?

Anda: Wie die Grünen das machen, das kann man ganz gut nachlesen in ihrem Wahlprogramm. Da heisst es zum Beispiel: Die energieintensiven Industrien, Stahl, Zement, Chemie, stehen für 15 Prozent des deutschen CO₂-Ausstosses. Zugleich, immerhin, das konzedieren sie, bieten sie, ebendiese Industrien, Hunderttausende gute Arbeitsplätze und sind ebenso Eckpfeiler unseres Wohlstands. Und dann geht's weiter: Wir wollen diese Industrien zu Technologievorreitern bei der Entwicklung klimaneutraler Prozesse machen.

Schröder: Das können die Industrien doch nur selbst. Das können doch nicht die Grünen. Sondern diese Industrien haben doch ein ureigenes Wettbewerbsinteresse daran, Technologievorreiter zu bleiben. Und ich meine, wenn etwas Deutschland ausgezeichnet hat und weiter auszeichnet, ist es doch, dass es sich gegen härteste Konkurrenz nicht nur im europäischen oder westlichen Massstab, sondern auch gegen härteste Konkurrenz etwa aus Asien und vorweg China behaupten kann und sich behaupten muss. Das heisst, Technologievorreiter können doch nicht die Grünen sein, die Industrien müssen es selber sein. Man kann sie dabei unterstützen und gelegentlich auch Rahmenbedingungen setzen, innerhalb deren sie sich bewegen müssen. Aber die dürfen ja nicht so überzogen sein, dass sie darüber kaputtgehen.

Anda: Annalena Baerbock hat in ihrer Antrittsrede eine Welt projiziert, in der Schulen und Kitas

die schönsten Orte und wirklich digital sind, in der Pflegekräfte ausreichend Zeit und mehr Geld haben. Ihr Motto ist: Deutschland kann so viel mehr. Das klingt ja eigentlich ganz gut.

Schröder: Ja, das kenne ich aus dem amerikanischen Wahlkampf. Und wahrscheinlich nehmen die auch da inzwischen Anleihen, aber ich hoffe, dass es bei der etablierten Parteidemokratie in Deutschland bleibt und da nicht Rufe ertönen, man müsse Direktwahlen veranstalten. Natürlich ist es erlaubt, im Wahlkampf eine schöne neue Welt zu beschreiben. Da haben die Grünen ja unglaublich Erfahrung damit. Aber es wird ja darauf ankommen: Wem traut das Volk zu, vielleicht nicht eine schöne neue Welt zu schaffen, aber wenigstens das, was

«Technologievorreiter können doch nicht die Grünen sein, die Industrien müssen es selber sein.»

wir in diesem Land erreicht haben, in sinnvoller Weise fortzuschreiben, nämlich einen relativen Wohlstand für die Masse der Bevölkerung? Das fortzuschreiben und dafür die Bedingungen zu schaffen, etwa in der Bildungspolitik, in der Hochschulpolitik, in der Qualifizierung der Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer. Arbeiten wird man weiter müssen. Leistung erbringen wird man weiter müssen. Darüber reden wir ja nicht so gerne. Aber man muss das, was ist, fortschreiben. Ich bin pessimistisch, dass es möglich ist, noch draufzusatteln. Wenn wir es schaffen, in Deutschland unter härtester internationaler Konkurrenz das Wohlstandsniveau, das Niveau in der Infrastruktur, in der Gesundheitspolitik zu erhalten und fortzuschreiben, dann haben wir als Politikerinnen und Politiker schon unseren Job gemacht und alle anderen in den Betrieben und in den Verwaltungen auch.

Anda: Ein wesentlicher Teil der grünen Agenda ist der Ausbau des Sozialstaates. Hartz IV soll durch eine Garantiesicherung ersetzt werden, mit höheren Geldleistungen, ohne Sanktionen für Arbeitsverweigerer. Der Mindestlohn soll auf zwölf Euro angehoben werden. Und Arbeitnehmer sollen Ansprüche auf mehr Auszeit und mehr Freizeit bekommen. Da kann man fast vergessen, dass auch die Grünen einen er-

heblichen Anteil an den Arbeitsmarktreformen der Agenda 2010 hatten.

Schröder: Ja gut, darüber reden die nicht so gerne. Aber das sollten sie ruhig. Weil das war doch alles sehr erfolgreich und hat die Basis dafür geschaffen, dass es Deutschland innerhalb der Europäischen Union ökonomisch ohne Zweifel am besten geht. Warum die das nicht wahrhaben wollen, verstehe ich nicht. Aber das ist deren Sache. Was diese Fragen angeht, über den Mindestlohn kann man reden, darüber redet Olaf Scholz ja auch, das bringt ja auch niemanden um. Aber ohne jede Kontrolle Arbeitshilfe, Arbeitslosengeld zu vergeben, ist falsch. Ganz falsch.

Was soll eigentlich derjenige davon halten, der jeden Tag in den Betrieb geht, jeden Tag in die Verwaltung geht, seinen Job macht, acht Stunden lang, gelegentlich mehr, und intensiv, und dann ist da jemand, der kriegt, weil die Grünen das so wollen, das alles geliefert, zwar nicht ganz so viel wie der Arbeitnehmer, aber zum Leben genügend, ohne dass er nachweisen muss, dass er Anspruch darauf hat, und ohne, dass er nachweisen muss, dass er sich bemüht, wieder Arbeit zu bekommen? Im Übrigen, man unterschätzt die Menschen, die arbeitslos sind. Arbeit zu bekommen und arbeiten zu können, hat ja nicht nur mit Geldverdienen zu tun, sondern hat auch etwas mit Würde, der eigenen Würde zu tun.

Und man macht Leute doch, ja, ein wenig würdelos, wenn man sagt: Ihr braucht ja nichts zu machen. Ihr braucht euch nicht anzustrengen, das machen wir schon alles. Die werden doch nicht Subjekte des eigenen Lebens, sondern Objekte von Politik. Das ist so ein bisschen das Problem der Grünen auf der einen Seite, gelegentlich entdecke ich das auch bei der sogenannten Linken. Nein, Leistung muss sein, und in erster Linie geht es darum, dass jeder für sich selber, für seine Familie das Notwendige tut, indem er das, was er kann, leistet. Und erst, wenn er krank ist, arbeitslos ist, zu jung oder zu alt ist, hat der Sozialstaat für ihn geradzustehen. Jenseits dessen muss er gefälligst das, was er kann, selber einbringen, damit es der Gesellschaft gutgeht.

Das vorliegende Interview ist die gekürzte Fassung eines Gesprächs, das am 26.4. als Podcast aufgezeichnet wurde. Nachzuhören auf: www.a-b-c-communication.de/podcasts/

Gerhard Schröder, geboren 1944, war von 1998 bis 2005 der siebte Kanzler der Bundesrepublik Deutschland. Davor war er Abgeordneter für die SPD im Deutschen Bundestag und amtierte von 1990 bis 1998 als Ministerpräsident von Niedersachsen. Nach dem Ausscheiden aus der Politik ist Schröder wieder als selbständiger Rechtsanwalt sowie in verschiedenen Positionen als Wirtschaftslobbyist tätig, als Aufsichtsratsvorsitzender der Nord Stream AG (Ostsee-Pipeline) sowie des russischen Ölunternehmens Rosneft.

Béla Nikolai Anda war während der rot-grünen Koalition (2002 bis 2005) Regierungssprecher und Chef des Bundespresseamtes. Später wurde er stellvertretender Chefredaktor der Bild-Zeitung. Heute hat er eine eigene PR-Firma, die ABC-Communication.



Theorie und Praxis der Medienvielfalt

Die *Berner Zeitung* und der *Bund* fusionieren. Wie viele Berner betrifft das? Ein bis zwei Promille.



Wenn Journalisten eine Protestaktion durchführen, dann wird es meistens albern. Besonders albern wurde es letzte Woche in Bern.

Journalisten der lokalen Blätter *Bund* und *Berner Zeitung* versammelten sich vor dem gemeinsamen Redaktionsgebäude. Dort teilten sie mit einer Motorsäge ein Holzhäuschen in der Grösse einer Hundehütte. Die halbierte Hundehütte sollte signalisieren, dass der *Bund* und die *Berner Zeitung* zwei getrennte Redaktionen brauchen.

Das Verlagshaus TX Group, frühere Tamedia, sieht das anders. Es legt die Redaktionen seiner beiden Berner Blätter zusammen. Der *Bund* und die *Berner Zeitung* erscheinen zwar weiterhin unter ihren traditionellen Zeitungsköpfen, aber das ist reine Kosmetik. Inhaltlich sind die zwei Titel in Zukunft identisch.

Die Fusion ist unternehmerisch unvermeidlich. In den letzten fünfzehn Jahren ist die gemeinsame Auflage der beiden Berner Blätter von 220 000 auf 110 000 gesunken. Die Anzeigeneinnahmen rauschten gleichermassen in die Tiefe.

Aber wie immer, wenn in den Medien etwas unternehmerisch unvermeidlich ist, protestieren dann jene zwei Gruppen, denen unternehmerisches Denken oft so fern wie Sternentaub ist. Das sind die Journalisten und die Politiker.

Bei den Journalisten führt das dann zu den üblichen albernen Aktionen. Schon vor vier Jahren, als der *Bund* und die *Berner Zeitung* eine erste redaktionelle Kooperation eingingen, inszenierten deren Journalisten ein öffentliches Risotto-Essen, um damit gegen den «Einheits-

brei» anzutreten. Der zerkochte Reis war ebenso überzeugend wie zuletzt die zersägte Hundehütte.

Seit Jahren auch legen sich die Berner Politiker für ihre zwei Blätter ins Zeug. Für den Regierungsrat etwa ist durch die Fusion der Journalismus «verarmt». Berner Nationalräte, von SVP-Mann Lars Guggisberg über den Spler Matthias Aebischer bis zur Grünen Regu-

Wie viele Berner Haushalte haben sowohl den *Bund* wie die *Berner Zeitung* abonniert?

la Rytz, klagten kollektiv per Brief, es gehe nun «die Medienvielfalt verloren». Und die Medien-gewerkschaft wusste: «Wer in Bern wirklich informiert sein wollte, las stets beide Titel.»

Damit wären wir beim Grundlagenirrtum angekommen. Denn richtig ist: Niemand in Bern liest beide Titel. Raten Sie mal: Wie viele Berner Haushalte haben sowohl den *Bund* wie die *Berner Zeitung* abonniert? Sie kommen nie darauf. Es sind gerade mal 530.

Im Kanton Bern gibt es 408 000 deutschsprachige Haushalte. Die wenigen 530 Doppelabonnenten von *Bund* und *Berner Zeitung* machen damit genau 0,13 Prozent der Haushalte aus, also ein bisschen mehr als ein Promille. Wenn wir grosszügig sind, können wir annehmen, dass ein guter Teil davon lesende Zweipersonenhaushalte sind. In diesem Fall kommen wir vielleicht auf zwei Promille der Berner Bevölkerung, in deren Briefkästen sowohl der *Bund* wie die *Berner Zeitung* stecken.

Die anderen 99,8 Prozent sind mit einem einzigen abonnierten Blatt oder, wie die Jüngeren, mit gar keinem Blatt zufrieden. Wenn man das Konsumverhalten betrachtet, sind Medien- und Meinungsvielfalt für normale Bürger äusserst unwichtige Güter. Man mag das zwar bedauern, aber wegdiskutieren kann man es nicht.

Wenn man die beiden Berner Zeitungen redaktionell zusammenlegt, geht in Bern also keine Medienvielfalt verloren, so wie es die Journalisten und die Politiker beschwören. Es geht keine Medienvielfalt verloren, weil die Konsumenten gar keinen Bedarf an einem multiplen Meinungssortiment haben. Medienvielfalt ist ein theoretisches Konstrukt, das in der Praxis auf sehr geringe Nachfrage stösst.

Am Preis kann es nicht liegen. Wer derzeit den *Bund* wie die *Berner Zeitung* abonniert, zahlt dafür die Schnapszahl von 1111 Franken im Jahr. Das sind nicht einmal vier Franken pro Erscheinungstag. Medien- und Meinungsdiversität sind bei Zeitungen keine Preisfrage. Wer sie sich leisten will, kann sie sich leisten. Nur das will fast niemand.

Das ist nicht neu. Als Mitte der neunziger Jahre mit *Luzerner Zeitung*, *St. Galler Tagblatt* und *Aargauer Zeitung* die grossen Zeitungsmonopole entstanden, war das Wehklagen über den Verlust der Meinungsbreite ebenfalls gewaltig. Schon ein Jahr später, so zeigten die Abo-Quoten der Verlage, trauerte niemand mehr den verschwundenen Titeln nach.

In Bern wird sich die Geschichte wiederholen. Jede Wette, nach einem Jahr sind der frühere *Bund* und die frühere *Berner Zeitung* vergessen.

Grüne Wiesen statt grüne Politik

Alarmstufe Dunkelrot bei den Umweltpraktikern: Die beiden Agrarinitiativen bereiten Toggenburger Bauern Existenzängste.

Roman Zeller

Franziska Herren sprach vermeintlich im Namen der gesamten Gesellschaft: «Wir Bürgerinnen und Bürger möchten keine Lebensmittelproduktion subventionieren, die zu Gewässerverschmutzungen führt», sagte die Initiantin der Trinkwasserinitiative in der «Arena» des Schweizer Fernsehens. Die 51-jährige ist Fitnesstrainerin. Für die Landwirtschaft interessiert sie sich seit 2011, weil sie bei einem Spaziergang im Jura sah, wie ein Kalb von der Mutterkuh weggenommen wurde – für die Milchproduktion. Herren begann zu recherchieren, heute ist sie die «mächtigste Gegnerin der Agrarlobby» (*Watson*).

An ihrer Seite argumentierte Tiana Moser, seit 2007 Nationalrätin. Die Fraktionschefin der Grünliberalen Partei sagte, die Schweiz betreibe «keine naturnahe Landwirtschaft». Sie wohnt in der Stadt Zürich, ihr Lebenspartner, SP-Nationalrat Matthias Aebischer, lebt in der Stadt Bern. Bei so viel Urbanität und Theorie fragt sich, wie die Stimmung auf dem Land ist.

Verunkrautet und verwildert

Ausserhalb der Ballungszentren weht ein anderer Wind: Je grüner die Landschaft, desto ferner ist grüne Politik. Egal, ob im Emmental, Entlebuch oder Toggenburg – Plakate, Schilder und Fahnen gegen die Agrarinitiativen spriessen aus dem Boden, als wäre er gedüngt worden.

«Der Stadt-Land-Graben sei gross», sagt Ueli Kuratli. Der Landwirt steht vor seinem Stall, in dem dreissig Milchkühe und ein Radio für Geräusche sorgen. «In der Stadt haben sie ein anderes Denken.» Seine drei Schwestern wohnen in Zürich, er wohne lieber *näbedusse*. Stein, ein 350-Seelen-Dorf in der Gemeinde Nesslau im Toggenburg, liegt in Sichtweite. «Wir haben wenige Möglichkeiten», aber er habe alles, was es zum Leben brauche, er sei bescheiden. Geflogen sei er erst einmal, vor dreissig Jahren, nach Amerika. Ferien mache er «ab und zu» – also wenig.

Es ist Freitagmorgen und regnerisch. Wir unterhalten uns unter dem Vordach seines Hofes. Der 58-Jährige führte ihn einst biologisch. Es war zu viel Arbeit für ihn und seine Frau Marie-Theres, 54, die mit ihrer 78-jährigen Mutter Theres



Auf gute Böden angewiesen: Lydia, Esther und Miriam Stauffacher von Dergeten (v. l.).

soeben vor dem Stall parkiert. Vor wenigen Jahren musste das Ehepaar umstellen. Mit dem «Stechen», dem Unkrautjäten, seien sie nicht nachgekommen, wie Marie-Theres Kuratli sagt, während sie eine Katze streichelt.

«Placken» heisst ihr Hauptproblem – ein Unkraut, das sich wie wild vermehrt und ausbreitet. Um das Vieh mit eigenem Futter zu ernähren, spritzen sie «selten». Das Pflanzenschutzmittel, das verwendet werde, sei teuer; rund vierzig

«Wir wollen auch kein vergiftetes Zeug – das will ja niemand.»

Franken koste ein Kanister. Leidige Stöcke würden sie einzeln behandeln. «Wir wollen auch kein vergiftetes Zeug – das will ja niemand.» Antibiotika für ihre Tiere seien daher sowieso kein Thema, ausser sie seien vom Tierarzt verschrieben.

Kämen die Initiativen durch, resultierte ein Mehraufwand mit weniger Ertrag. «Eine Lösung gibt es immer», sagt Ueli Kuratli zweck-

optimistisch. «Wir müssten uns aber extrem anpassen.»

Wenige Fahrminuten später, in der Hinter Laad, eilt Ueli Rutz vom Kuh- in Richtung Hühnerstall. Er sagt, er habe nur wenig Zeit, gleich würden die Eier verladen. Mit seinen Produkten belieferte er einst die Migros, heute ist es der Detailhandel im Thurgau.

Seit vierzig Jahren bauert Rutz, seine Berufung ist eine Familientradition, die drei Jahrhunderte zurückreicht. Er, der unter anderem 500 Legehennen hält, freue sich, bald aufzuhören, sagt der 61-jährige Familienvater. Ein Sohn werde übernehmen, alles sei aufgegleist – eigentlich. «Wenn die Trinkwasserinitiative angenommen wird, müssen wir die Hennen aufgeben.»

Sein Problem: Hühnerfutter müsse er dazu kaufen. Und weil ihm der Initiativtext deswegen Direktzahlungen verwehren würde, brähe ihm die Hälfte der Einnahmen weg. «Jetzt habe ich eine Existenz, nachher hätte ich keine mehr», sagt er, bevor er davoneilt. Ein Lastwagen fährt vor, um die Eier abzuholen. Rutz: «Wissen Sie, viele wissen gar nicht mehr, woher ihr Essen

kommt. Und wie es produziert wird, sowieso nicht.»

Vor dem Mittag besuchen wir den Milchbetrieb der Familie Stauffacher. In ihrem Stall in Dergeten leben vierzehn Kühe und dreissig Geissen. Mutter Esther, 54, jätet auf dem Kräuterfeld neben dem Wohnhaus. Ehemann Melchior arbeitet in der Landi, um etwas dazuzuverdienen. Tochter Miriam, 34, bespritzt von der Strasse aus ein Feld mit Gülle. Sie habe die nasse Wiese nicht kaputt machen wollen, erklärt sie, nachdem sie den Traktor parkiert hat. Auch auf den Bach achte sie: Sechs Meter betrage die Distanz, um nicht das Wasser zu verschmutzen; Pestizide verwende man erst, seit vor drei Jahren das Unkraut überhandgenommen habe.

Miriam, die künftige Hofchefin, ärgert sich, dass immer die Bauern an allem schuld seien. Klar gebe es faule Eier. Landwirte seien aber auf gute Böden angewiesen, «nur so haben wir langfristig Ertrag».

Die Natur einfach so vergiften dürfe sie gar nicht, fügt sie an. Die Landwirtschaftsarbeit sei «strengstens reguliert», Büroarbeit gehöre zum Alltag. So ist geregelt, was und wie viel sie wo düngen darf oder wie viel eine Kuh zu fressen bekommt. Bei ihrer intensiven Rasse sei es schwierig, mit Gras eine gute Milchqualität zu erhalten. Kraftfutter wie Mais sei zwingend nötig, sagt sie. Und auf 1000 Metern über Meer sowie mit sieben Wintermonaten sei es unrealistisch, Ackerbau zu betreiben. Wenn sie künftig keine Direktzahlungen bekomme, sei die Zukunft des Hofes ungewiss.

Für die Familie «verheerend» wäre auch die CO₂-Initiative, wirft Mutter Esther Stauffacher ein. «Wir wohnen so abgelegen, wir haben gar keinen ÖV.» Diesel- und Benzinkosten für Maschinen und Autos wären irgendwann nicht mehr tragbar. Und Gemüse und Fleisch, das sie zum Essen in der Region kaufen, würden teurer, da sei sie sich sicher. Die Familie betreibt das Restaurant «Buurebeiz», ihre «Lebensversicherung» neben der Milchwirtschaft. Damit locken sie Gäste aus dem Unterland an. Die Be-



Führte seinen Hof einst biologisch: Ueli Kuratli mit Mutter Therese und Gattin Marie-Therese.

gnungen seien interessant; viele Städter glaubten von sich, dass sie grün dächten und lebten. «Und dann bestellen sie im Winter einen Coupe Romanoff mit Beeren.» Die Bäuerinnen lachen und schütteln den Kopf.

«Mogelpackung»

Mittagessen im «Haus der Freiheit»: Gastwirt Toni Brunner, ehemaliger SVP-Parteipräsident, der berühmteste Schweizer Landwirt, winkt beim Thema Agrarinitiativen ab. Er spricht von einer «Mogelpackung», die vordergründig Gutes, also mehr Ökologie, verspreche, im Detail aber die Nahrungsmittelimporte erhöhe. Auf der Strecke blieben die Kleinen. Mit seinen Milch- und Eringer Kühen und seinem Grünlandbetrieb wäre er zwar etwas weniger betroffen als Bauern mit Schweine-, Hühner-, Acker- und Obstbaubetrieben. Die Trinkwasserinitiative würde ihm aber Futter- und Stroh Zukäufe verwehren.

Grösser sind die Sorgen von Emil Zwingli in Wattwil. Mittlerweile hat der 68-Jährige die 36 Hektaren Weideland seinem Sohn verkauft,

ebenso fünfzig Milchkühe. Mit seiner Frau Margrit betrieb er den Hof über fünfzig Jahre lang. Er hilft noch immer täglich im Stall, seine Frau Margrit kümmert sich um die Unkrautbekämpfung. Punktuell spritze sie den Klappertopf, eine «Krüppelpflanze». Mit einem Ja zu den Agrarinitiativen würde sich die Produktion einmal mehr verteuern, die Einnahmen wären geringer. In welchen Sphären die Auswirkungen lägen, sei nicht abzuschätzen. Seinem Sohn rät Emil Zwingli, so lange wie möglich im Spital zu arbeiten, um ein gesichertes Einkommen zu erwirtschaften. «Zumindest so lange, wie wir gesundheitlich noch helfen können.»

Landauf, landab sind es ähnliche Existenzängste, welche die Bauern umtreiben. Wegen Futter und Pestiziden wären auch die Perspektiven von Walter und Vreni Hüberli ungewiss. Ihren Hof haben sie 1992 übernommen, im Obern Stöbli, wie der Abschnitt oberhalb von Nesslau heisst. Der Ausblick auf 1200 Metern über Meer ist prächtig. Alles, was man sieht, ist Weite, grüne Felder, die Churfürsten. Das Wetter zeigt sich mittlerweile freundlicher.

Die Familie Hüberli hält 35 Kühe. Im letzten Jahr modernisierte sie ihren Hühnerstall für 50 000 Franken, 600 Legehennen finden darin Platz. «Wenn wir kein Hühnerfutter kaufen dürfen, können wir es vergessen», sagt der 54-Jährige. «Und wenn uns Direktzahlungen fehlen, sowieso.» Die Hüberlis beliefern die Schwägalp, regionale Dorfläden und Bäckereien direkt.

Pflanzenschutzmittel brauchen sie vereinzelt, ihr Feind ist die Ackerdistel. Trotzdem seien die Grenzwerte in ihrer Quelle nicht überschritten, sagt Vreni Hüberli. «Wir müssen sie immer wieder auf Rückstände untersuchen lassen.» Placken-Unkraut wachse fast keines mehr. Sie hätten in den letzten Jahren stark darauf achtgegeben, sagt sie, während sie in einem Feld steht. Sie fügt an: «Die Bauern schauen noch zur Natur, sonst macht es niemand.»



Ihr Feind ist die Ackerdistel: Walter und Vreni Hüberli, Emil Zwingli mit Frau Margrit.



Die Krawallschachtel

Jan Böhmermann ist ein gehässiger Zyniker, der am liebsten Menschen blossstellt – in seinem heroischen «Kampf gegen rechts».

Matthias Matussek

Es gibt diesen neuen Ekeltyp in der TV-Unterhaltung, der absichtlich die Grenzen zwischen Bluff und Wirklichkeit, zwischen Ironie und Lüge verschwimmen lässt. Er macht es möglich, noch die widerlichste Beleidigung als *practical joke* erscheinen zu lassen, selbst wenn sie kein bisschen witzig ist. Nennen wir diesen Typus Jan Böhmermann, nur so zum Spass, eine verdorbene und zynische Kreatur, die sich in einer Sendenische des öffentlich-rechtlichen Rundfunks festgesetzt hat und von dort, gefahrenfrei, ihre Feindschaften pflegt.

Natürlich kämpft Böhmermann für das Gute, er sammelt zum Beispiel für die unter der Antifa-Flagge Flüchtlingshandel befördernde Sea-Watch und beleidigt die regierungskritische AfD. Mit seinen «Ziegenficker»-Versen über Erdogan, der nun überhaupt keinen Spass verträgt und mit einer Anklage drohte, hatte er es bis auf einen *Spiegel*-Titel geschafft – nur um sich dann bibbernd drei Wochen lang in einem Keller zu verstecken wie nach einem Klingelstreich vor dem Hausmeister.

Im schützenden politischen Mainstream

Nun hat er in die Debatte um die Rundfunkgebühren eingegriffen. Da die Zwangsgebühren der öffentlich-rechtlichen Anstalten von vielen Konsumenten angesichts des dünnen Angebots empört abgelehnt werden, nimmt er sich diese für seine nächste Provokation vor: Er stolziert als Parvenü auf Twitter vor ihrer Nase auf der Bühne herum und gibt an mit der Kohle, die er von ihnen, den Gebührendahlern, abgreift.

Warum? Weil es sie ärgern könnte. Und da auch die AfD und bis zu einem gewissen Grade die FDP das gebührenfinanzierte System abschaffen wollen, verpackt er seine primitive Gehässigkeit in eine Volte gegen beide Parteien und erklärt sie zum Feindziel im «Kampf gegen rechts», der ja in der deutschen Entertainment-Branche noch den widerlichsten Gully-Molch zum strahlenden Helden adelt.

Er twitterte: «Nein, Böhmli hat keine Angst um sein Gehalt. Böhmli ist ein Verfechter eines starken und unabhängigen öffentlich-rechtlichen Rundfunks, der die privatwirtschaftlich do-

minierte duale Medienlandschaft in Deutschland kraftvoll ergänzt, Ihr kleinen #afdp Spinner (kein Gendern nötig).» Dieses von oben herabgespuckte «Ihr kleinen #afdp Spinner» muss extrem entlastend sein für einen verklemmten Wichtigtuer, der sich im schützenden politischen Mainstream so zynisch bewegt wie die Hamas in der palästinensischen Zivilbevölkerung, wenn sie ihre Raketen abfeuert.



Medienerregung: Böhmermann.

Abgesehen von einigen mit viel Aufwand produzierten Videos ist Böhmermann als Late-Night-Talker eine Niete. Ihm gelingt es kaum, jenseits einverständigen Gekichers Gespräche in Gang zu bringen. Und wer ihn in seinen Radiosendungen («Sanft & Sorgfältig»/«Fest & Flauschig») mit seinem Co-Moderator schmusen hört, mag kaum glauben, dass er einem vierzigjährigen Familienvater mit angeblich Frau und drei Kindern zuhört; das ist eher metrosexuelles Tanzstunden-Gekiekse.

Harald Schmidt, die Late-Night-Legende, der im öffentlich-rechtlichen Fernsehen und bei den Privatsendern Kultstatus erreichte mit Schlagfertigkeit, kreativen Spielereien und tatsächlich tabubrechenden Polen- und

Naziwitzen, hat sein Gewerbe jahrelang auf Ochsentouren im Kabarett erlernt. Böhmermann nicht. Das spürt man schnell. «Er kann es nicht», sagte Schmidt, der ihm in seiner Sendung durchaus Möglichkeiten gab. «Was Böhmermann kann», setzte er hinzu, «ist die Krawallschachtel.» Also die Medienerregung. Entertainment am Rande der Peinlichkeit. Böhmermanns bleiches Schakalsgesicht leuchtet dann auf, wenn er jemandem weh tun kann. Wenn er blossstellen kann. Wenn er Verwirrung stiftet oder lügt. Über seinen Beitrag zur Sendereihe «16×Deutschland» führt Wikipedia aus: «Mit seiner dokumentarisch wirkenden Satire wurden <Publikum und Mitwirkende verschaukelt>, wie der Mediendienst *Kressreport* kritisierte. Ein von Böhmermann interviewter Museumsexperte sei über die satirischen Absichten getäuscht worden, und einem Rathaus-Pförtner habe das Filmteam ohne Absprache eine Schimpfkanonade in den Mund gelegt[...]»

Mit Preisen überhäuft

Das Erstaunlichste bei all dem Treiben ist, dass ihm für seine journalistischen Regelverletzungen Girlanden gewunden werden – von Journalisten, die seine Spässe als raffinierte Dekonstruktionen des Medienbetriebs abfeiern. Sie überhäufen ihn mit Preisen. Als Günther Jauch einst einen Filmausschnitt präsentierte, in dem der ehemalige griechische Finanzminister Yanis Varoufakis den Stinkefinger zeigt, behauptete Böhmermann, das Video sei von ihm manipuliert worden. Dafür wurde er 2016 mit dem Grimme-Preis in der Kategorie «Unterhaltung/Spezial/Innovation» ausgezeichnet. Interessant, dass die aus Angestellten des öffentlich-rechtlichen Rundfunks besetzte Grimme-Jury Fälschungen für «Innovationen» hält.

Fazit: Böhmermann ist das letzte Aufgebot eines ausgezehrten Zwangsgebühren-Systems – für eine Zielgruppe, die den Intendanten längst ins Netz entschwunden ist: Teenager schauen einfach nicht mehr in die Röhre, die ihre Eltern bezahlen müssen.

Zürichs Elite zittert, ein wenig

Anne Keller ist kompetent, kennt alle und kommt von ganz oben.

Wer sonst sollte Kunstgesellschafts-Präsidentin werden? Dann trat ein zweiter Kandidat an.

Mark van Huissing

An einem sonnigen Aprilvormittag erwartet sie uns im 200 Millionen Franken teuren Erweiterungsbau des Kunsthhauses. Dieser war noch frei von Kunst – Eröffnung ist diesen Herbst –, doch für sie gab's dennoch einiges zu erklären: «Cinq blancs, un rouge», sagte sie und zeigte zum Alexander-Calder-Mobile an der Decke, es folgten Urs Fischers «Grundstein 8» und eine der Glocken oder, für Kennerinnen, William Forsthes akustische Intervention «The Sense of Things». Die Botschaft war so wenig übersehbar wie die Videoinstallation «Tastende Lichter» von Pipilotti Rist auf dem Heimplatz: Wer das Zürcher Kunsthhaus besucht, tut nicht bloss eine Reise durch die Kunstwelt der Stadt. Er begibt sich auch in die untrennbar damit verbundene Welt von Anne Keller.

Ihr Leistungsausweis ist ein Empfehlungsschreiben für die Wahl zur Präsidentin der Zürcher Kunstgesellschaft (bis 28. Mai können die 19 000 Mitglieder brieflich entscheiden, wer die Leitung des Vereins, der das Kunsthhaus betreibt, übernimmt): Keller, 64, war während der vergangenen zwanzig Jahre verantwortlich für das Kunst- und Kulturreengagement der Swiss Re.

Familieneigener Berg

Präsident der Kunstgesellschaft ist seit fast neunzehn Jahren und noch bis Ende Mai Walter Kielholz, «Kili» for friends wie Anne; er war bis vergangenen Monat ausserdem Präsident der Swiss Re und somit Kellers oberster Chef. In der Kunstgesellschaft hat er, wie bei der «Rück» – wo ihn der ehemalige CEO der UBS, Sergio Ermotti, ablöste –, ebenfalls frühzeitig zum Rechten geschaut. Und deshalb Anne Keller als Beisitzerin in den Vorstand geholt; an der Generalversammlung vergangenes Jahr wurde sie zur Präsidentin per 2021 nominiert.

Alles war also gut. Bis plötzlich ein zweiter Kandidat auf dem Boden vor dem Museum aufschlug, aus heiterem Himmel sozusagen. Florian Schmidt-Gabain. Florian *who*? Tatsächlich, die überwiegende Mehrheit der Wahlberechtigten dürfte noch nie vom 39-jährigen Anwalt aus Lengnau im Kanton Bern ge-



«Herz, Geist und Seele»: Kunstliebhaberin Keller.

hört haben. Er beschreibt auf seiner Website das Kunstrecht als eines seiner Spezialgebiete. Weiter weist er auf das Zentrum für künstlerische Nachlässe (ZKN) hin, dessen Präsident er ist und das er mitgegründet hat.

«Frischer Wind – Neue Generation – Kunstkompetenz» sind die Schlagworte, mit denen er antritt. Anne Keller wiederum geht es um «anregende Kunst, starke Inhalte und inspirierende Erlebnisse für Herz, Geist und Seele». Diversität und Inklusion stehen ebenso auf ihrer Agenda wie proaktive Kommunikation und zukunftsweisende Digitalisierung. Auch diese Bekenntnisse lüpfen nicht das Dach vom Haus. Mit anderen Worten: Eine Personenwahl steht bevor. Die Bewahrerin oder der Erneuerer.

Anne Keller Dubach wuchs in Zürich auf, aber nicht am Zürichberg, wo sich Menschen mit Geld Häuser kaufen können. Sondern auf dem familieneigenen Berg in Zürich, so etwas ist schon schwieriger, dazu reicht Geld allein nicht – ihrer Grossmutter, einer Bodmer-Abegg, gehörte ein Teil des Balgristhügels im Hirslanden-Quartier, wo sich der botanische Garten, die Universitätsklinik und weitere Spitäler befinden.

«Ich bin begütert aufgewachsen», erzählt die studierte Kunsthistorikerin die Familien-

historie kürzer. Und der Dubach in Anne Keller Dubach? Ihr Mann Werner, vierzehn Jahre älter als sie, war Präsident von Eichhof; Ende der nuller Jahre verkaufte er die Luzerner Brauerei an Heineken, für 280 Millionen Franken. Was ihn an den meisten Orten der Welt zu einem reichen Mann machen würde – ausser in der Familie seiner Frau.

Die wichtigsten Aufgaben der Kunstgesellschaftspräsidentin/des -präsidenten sind: Fundraising, Geldbeschaffung im Allgemeinen plus das Finden einer neuen Kunsthausdirektion im Besonderen, der jetzige Direktor Christoph Becker hat seinen Rücktritt angekündigt. In beidem ist Anne Keller ihrem Gegner überlegen. Sie und ihr Mann sind selbst grosse Kunsthhaus-Spender – der Name ihrer Stiftung ist im Erweiterungsbau in eine Steinwand gemesselt –, gehen also mit gutem Beispiel voran. Zweitens führt sie die mit der Suche der neuen Direktion beauftragte Findungskommission, unter der Leitung des derzeitigen Präsidenten natürlich.

Ohne Honorar

Wir wären wieder bei Walter «Kili» Kielholz angelangt. Der hat es, im besten Fall, gutgemeint mit seinen Anstrengungen zur Nachfolgesicherung. Aber dient Anne Keller, deren Eignung für den Posten offensichtlich und deren Kompetenzen hoch sind, so viel Nähe zu ihrem Vorgänger? Oder war «gutgemeint» am Schluss das Gegenteil von gut? Denn urteilt man streng, liesse sich vermuten, Kielholz wolle seine Präsidentenzeit dadurch verlängern, dass er Frau Keller auf den Stuhl hilft. «Das ist grober Unfug», schreibt er in einer E-Mail.

Auf die neue Präsidentin oder den neuen Präsidenten wartet reichlich Arbeit. Diese Vorhersage ist belastbar. Florian Schmidt-Gabain würde zirka 20 Prozent seiner Zeit dafür aufwenden, sagt er. Anne Keller, 64 sowie wirtschaftlich unabhängig, reserviert sich «40 bis zeitweise wohl 50 Prozent» dafür. Honorar für die Amtsinhaberin ist, nebenbei erwähnt, keines vorgesehen.

Das erfundene Volk

Weshalb man die Palästinenser vergeblich in den Geschichtsbüchern sucht.

Pierre Heumann

Wenn jetzt weltweit «Free Palestine» skandiert wird, muss man sich fragen, von welchem Palästina die Rede ist. Denn einen Staat Palästina hat es nie gegeben. Der Begriff «Palästinenser», wie er heute gebraucht wird, wurde in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts erfunden.

Als griffige Marke hat sich «Palästina» erst in den vergangenen Jahrzehnten etabliert, meint Zachary Foster, der im Herbst 2017 an der Princeton University eine Dissertation mit dem Titel «The Invention of Palestine» (Die Erfindung Palästinas) geschrieben hat. Im Mai 2013 ist die Marke von Google weiter gefestigt worden. Im Internet mutierte der Ländercode .ps von «Palästinensische Gebiete» zu «Palästina». Ein Jahr zuvor hatte die Uno den Staat Palästina als «Nicht-Mitglied mit Beobachtungsstatus» aufgenommen. Es sei aus all diesen Gründen keine Überraschung, meint Foster, dass «die palästinensische Identität nie stärker war als heute».

Munition gegen den Westen

Wer das palästinensische Narrativ nicht vorbehaltlos unterstützt, dem wird vorgeworfen, er schliesse sich der PR-Schlacht der Zionisten gegen die Palästinenser an. Heftig fiel zum Beispiel vor zehn Jahren die Reaktion auf den Tabubruch des damaligen US-Präsidentschaftskandidaten der Republikaner, Newt Gingrich, aus. Er hatte es gewagt, die Palästinenser

Die Araber lehnten den Teilungsplan ab und griffen den jungen Staat an.

ser als das «erfundene Volk» zu bezeichnen. Prompt wurde er im arabischen Raum als «Terrorist» abgekanzelt, weil er radikalen Strömungen Munition gegen den Westen liefere. Besonders giftig wurde Gingrich von der Palästinensischen Befreiungsorganisation (PLO) angegriffen. Sie warf ihm vor, den Palästinensern ihren historischen Anspruch auf einen eigenen Staat streitig machen zu wollen.



«Integraler Teil der arabischen Nation»: PLO-Führer Arafat.

Die Linke in Europa und Demokraten in den USA beschuldigten Gingrich ebenfalls der «Hetze gegen Palästinenser» und «Geschichtsfälschung». Für ihn, meinte zum Beispiel sein demokratischer Widersacher Joseph Lieberman, sei die Tatsache wichtig, dass die Palästinenser heute ein Volk sind. Jede Lösung des Konflikts zwischen Israel und den Palästinensern müsse nach dem Prinzip «Zwei Völker, zwei Nationen» erfolgen.

Allein, Gingrich konnte seine Überzeugung, wonach in der Geschichte weder Palästina noch ein palästinensisches Volk aktenkundig ist, auf Aussagen mehrerer Nahost-Experten stützen, zum Beispiel auf diejenige des Politologen Michael Curtis von der Universität Rutgers: «Ein unabhängiger palästinensischer Staat hat nie existiert.» Die Araber, die in dieser Gegend lebten, seien auch in früheren Zeiten «nicht als separate Einheit, sondern als Teil des arabischen Kollektivs betrachtet worden».

Gleicher Meinung ist Azmi Bishara, ein einflussreicher palästinensischer Intellektueller. Der in Nazareth geborene Araber, der aus Israel geflüchtet ist, weil er sonst wegen Hochverrats angeklagt worden wäre (er soll militärische Geheimnisse an die schiitische Terrormiliz Hisbollah weitergegeben haben), hält den Begriff «palästinensische Nation» für eine «kolonialistische Erfindung». Er glaube nicht, dass es eine palästinensische Nation gebe, und er stellte in mehreren Interviews die rhetorische Frage: «Wann waren wir denn je Palästinenser?» Er kämpfe zwar gegen die israelische Besatzung, aber er sei kein palästinensischer Nationalist. Bishara, ein ehemaliger Abgeordneter in der Knesset, leitet heute in Katar eine arabische Denkfabrik.

«Fremd und irrelevant»

Die These vom erfundenen Palästina vertritt ebenfalls Bernard Lewis, der vor drei Jahren ver-

storbene Doyen der Geschichte des Mittleren Ostens. Das Wort «Palästina» sei vom 7. Jahrhundert bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts «fremd und irrelevant» gewesen, schrieb er 1975, «selbst für Araber und Muslime». Palästina sei nie ein Staat gewesen, sondern während mehrerer Jahrhunderte eine administrative Einheit des Osmanischen Reichs. Palästina war damals Teil von Grosssyrien, von dem es sich, so Lewis, in keiner Weise unterschied, weder durch Sprache, Kultur, Bildung, Verwaltung, politische Zugehörigkeit «noch in irgendeiner anderen wichtigen Hinsicht».

Als das osmanische Imperium kollabiert war, erhielten die Briten, damals eine koloniale Grossmacht, vom Völkerbund im Jahr 1922 das Mandat und damit die Kontrolle über grosse Teile der nahöstlichen Mittelmeerküste. Sie nannten es «Britisches Mandat Palästina». Palästina wurde erstmals als ein offizieller, politisch relevanter Begriff eingeführt. Das Gebiet umfasste im Wesentlichen das heutige Israel und das Westjordanland, das heute von den Palästinensern beansprucht wird, auch wenn dort nie ein palästinensischer Staat existierte. Das Westjordanland war bis zum Ersten Weltkrieg osmanisch, dann britisches Mandatsgebiet, nach 1948 wurde es von Jordanien erobert, und nach dem Mehr-Fronten-Angriff von 1967 auf Israel kam es unter israelische Kontrolle.

Das Mandat Palästina sollte der Krone viel Kopfzerbrechen bereiten. Juden und Araber beanspruchten dasselbe Stück Land – ein Konflikt, der auch hundert Jahre später nicht gelöst ist. Weil es (damals wie heute) regelmässig zu gewalttätigen Auseinandersetzungen zwischen Juden und Arabern kam, setzten die Briten 1936 eine Untersuchungskommission unter dem Vorsitz von Lord Peel ein, die den Ursachen der Unruhen auf den Grund gehen und Lösungsvorschläge ausarbeiten sollte. In der Folge schlugen die Briten eine Teilung des Landes vor. Die Araber in Palästina «oder», wie Peel präziserte, «besser gesagt [die Araber] in Syrien, wovon Palästina seit Nebukadnezars Zeiten ein Teil gewesen war», lehnten die Teilung ab.

Kompensation fehlender Glorie

Ob Araber, Christ oder Jude: Von 1920 bis 1948 wurden alle als «Palästinenser» bezeichnet, die im britischen Mandatsgebiet lebten. Allein, das stiess damals bei Arabern auf heftigen Widerstand. Viele lehnten den Begriff «Palästina» ab, weil sie ihn für «diskriminierend» hielten. Sie wollten sich deshalb nicht als Palästinenser bezeichnen lassen, sondern als Araber in Palästina.

Das war mehr als Wortklauberei: Der Fokus ihrer Loyalität war nicht Palästina, sondern die grössere arabische Einheit. 1948 zogen sich die Briten aus Palästina zurück. Israel akzeptierte den Teilungsplan der Uno. Die Araber aber

NAHOST

Die Hamas will die totale Zerstörung Israels

Während der jüngsten Raketenangriffe der radikal-islamischen Hamas hatte Israel die Chuzpe, sich zu verteidigen und zurückzuschlagen. Niemand sollte deshalb überrascht sein von den Bildern, die jetzt aus dem Gazastreifen gesendet werden. Wo dort bis vor kurzem Gebäude standen, häuft sich Schutt und Asche.

Dass jetzt viele Israel für das Elend im Küstenstreifen verantwortlich machen, ist ethisch absurd. Es ist genau umgekehrt. Die Hamas hat die Raketen und die Abschussrampen bewusst in Wohngebieten, in der Nähe von Schulen und Spitälern untergebracht. Es sollten, so ihr zynisches Kalkül, möglichst viele Palästinenser umkommen, damit Israel wegen Kriegsverbrechen und Missachtung der Menschenrechte angeklagt werde. Doch die israelische Luftwaffe hat bei

ihren Angriffen in erster Linie Terror-Installationen ins Visier genommen: Das bestätigt Matthias Schmale, der Chef der UN-Flüchtlingshilfe (UNRWA) in Gaza, in einem Fernsehinterview. Die Luftangriffe seien mit «Rafinesse» und mit «Präzision» ausgeführt worden. Nur «in einigen Ausnahmen» hätten sie zivile Ziele getroffen. Gleichzeitig setzte die Hamas während des Kriegs alles daran, mit ihren 4340 Raketen – das waren im Durchschnitt knapp 400 pro Tag – möglichst viele Israeli umzubringen. Dass «bloss» ein Dutzend Menschen ums Leben kamen, ist dem «Iron Dome» zu verdanken, dem smarten Abwehrsystem, das fast 90 Prozent der Geschosse, die Bevölkerungszentren bedrohen, zerstört, bevor die Raketen einschlagen.

Auch wenn bisher die Waffenruhe eingehalten wurde, die seit dem 21. Mai in Kraft ist: In Jerusalem rechnet man fest damit, dass über kurz oder lang erneut Raketenangriffe der Hamas erfolgen werden. Denn der Krieg, den die Hamas angezettelt hat, bringt ihr zahlreiche Vorteile, so zerstörerisch er für Gaza auch ist.

Erstens kann die Hamas bei den Palästinensern einen Image-Gewinn verbuchen. Dass sie Israel herausgefordert und ihm die Stirn geboten hat, imponiert nicht nur den Palästinensern im Küstenstreifen, wo die Hamas

eh schon diktatorische Vollmachten hat, sondern auch den Palästinensern im Westjordanland, die von Hamas-Gegner Machmud Abbas regiert wird. Abbas hatte die für den 22. Mai vorgesehenen Wahlen schon vor dem Krieg abgesagt, weil er einen Sieg der Hamas befürchtete. Würden die Wahlen heute stattfinden, könnte die Hamas mit

einem noch deutlicheren Erfolg rechnen, womit Abbas definitiv irrelevant würde, meint ein palästinensischer Politologe. Das Ende der Ära Abbas hätte zweitens zur Folge, dass die Hamas nicht nur in Gaza, sondern auch im Westjordanland ihre Terrorbasen ausbauen könnte, was derzeit von Abbas, in Kooperation mit Israel, verhindert wird.

Drittens hat sich die Hamas mit ihren Angriffen auf Israel bei der Bevölkerung in arabischen und islamischen Ländern als Vertreterin der

Palästinenser profiliert. Das hilft ihr darüber hinweg, dass sie im Westen kaum Gesprächspartner hat.

Trainingslager in Syrien

Viertens könnte die Hamas nach einem Sieg über Abbas ihre Vorstellungen von einem islamistischen Staat auch im relativ liberalen Westjordanland realisieren. Damit würde der territoriale israelisch-palästinensische Konflikt zu einem religiösen mutieren. Denn der Hamas geht es nicht um Palästina als politische Grösse. Palästina ist für sie heiliges Land, das den Muslimen in allen Teilen der Welt gehört.

Fünftens hat der Konflikt zwischen Israel und der Hamas, so lokal begrenzt er auch daherkommt, regionale und geopolitische Dimensionen. Der Iran setzt die Hamas als Stellvertreter in einem Abnutzungskrieg ein, der von langer Hand vorbereitet wurde.

Teheran finanziert die Aufrüstung der Radikal-Islamisten im Gazastreifen und bildet die Raketeningenieure in militärischen Trainingslagern in Syrien aus, damit sie Israel, den Erzfeind des Iran, angreifen.

Die Hamas lässt sich nicht zweimal bitten. In ihrer Charta propagiert sie als zentrales Ziel die totale Zerstörung des Staates Israel.

Pierre Heumann



Vorteile durch Krieg:
Hamas-Führer Haniya.

lehnten ihn ab und griffen den jungen Staat an, der sich erfolgreich zur Wehr setzte.

Dass ein Staat Palästina im Laufe der Geschichte nie existiert hat, wurde für die PLO zum Problem, als sie 1964 ihre nationale Charta verfasste. Die PLO konnte sich auf keine grandiose Vergangenheit der Nation beziehen, als sie über die Grenzen des anvisierten Staats diskutierte. Deshalb übernahm sie die Definition der Briten aus den 1930er Jahren. Palästina solle in den Grenzen entstehen, die es während der britischen Mandatszeit hatte, Israel inklusive, postulierte die PLO in ihrer Gründungs-Charta und verinnerlichte damit das Konstrukt der von ihr als Imperialisten verschrienen Briten.

Um die fehlende Glorie Palästinas zu kompensieren, legte die PLO in ihrer Verfassung fest, dass die Palästinenser ein «integraler Teil der arabischen Nation» seien, also keine eigenständige Nation. Ihren Anspruch auf Palästina untermauerten sie mit brutalen Terroranschlägen, mit denen sie ihr Narrativ vom eigenen Staat weltweit bekanntmachen und verankern wollten.

Anschlag auf Swissair-Maschine

Ab 1960 führten palästinensische Terrorgruppen Anschläge auf den internationalen Flugverkehr aus. Auch die Schweiz wurde in Mitleidenschaft gezogen. In Kloten vereitelte 1969 ein beherzter israelischer Sicherheitsmann ein Attentat auf eine El-Al-Maschine, ein Jahr später explodierte über Würenlingen

In der Bibel kommt das Wort

«Palästina» nicht vor. Im Koran wird «Falestin» ebenfalls nicht erwähnt.

eine Swissair-Maschine, die nach Tel Aviv gestartet war. Ebenfalls 1970 entführten palästinensische Terroristen drei Flugzeuge in die jordanische Wüste, darunter auch eine Swissair mit 165 Passagieren.

Doch palästinensische Terrorgruppen entführten nicht nur Flugzeuge: An den Olympischen Spielen in München töteten sie 1972 israelische Sportler, begleitet vom Schlachtruf nach Realisierung ihrer «historischen Rechte».

Selbst wenn man in den Geschichtsbüchern mehrere tausend Jahre zurückblättert, stellt man fest, dass ein Staat Palästina nie existiert hat. Weder im Alten noch im Neuen Testament kommt das Wort «Palästina» vor. Im Koran wird «Falestin» ebenfalls nicht erwähnt. Es sei, meint Myriam Rosen-Ayalon, Professorin für Islamische Kunst und Archäologie an der Hebräischen Universität in Jerusalem, «schwierig, historische Quellen mit entsprechenden Hinweisen zu finden».

Funde aus dem Bronzezeitalter zeigen, dass es auf dem Gebiet des heutigen Israel, Libanon, Syrien, Jordanien und Westjordanland

keine «politischen Einheiten» gegeben habe. Verschiedene ethnische Gruppen lebten zwar nebeneinander, aber es handelte sich «um eine heterogen zusammengesetzte Bevölkerung», sagt die an der Pennsylvania State University forschende Archäologin Ann Killebrew, die auf die biblische Epoche spezialisiert ist. Sie belegt ihre Erkenntnis mit Tonscherben aus jener Zeit, die sie bei Ausgrabungen gefunden hat. Von Region zu Region weichen die Fundstücke stark voneinander ab und weisen keine gemeinsamen Merkmale auf.

Stamm, Clan, Familie

Das Wort «Palästina» wird erstmals vom altgriechischen Geschichtsschreiber Herodot erwähnt, allerdings nur als geografische, nicht aber als politische oder ethnische Beschreibung. Später wurde der Begriff von griechischen und römischen Chronisten üblicherweise als Adjektiv, nicht als Substantiv verwendet, immer aber mit dem Bezug auf Syrien.

Auch der Islam änderte nichts daran: Als die Truppen des Propheten von Saudi-Arabien bei ihrem Eroberungsfeldzug in den Orient vorrückten, wurde Palästina Teil der Verwaltungsprovinz namens al-Sham – das klassische arabische Wort für Damaskus und sein Hinterland. Während Jahrhunderten blieben die wichtigsten Bezugspunkte in der arabischen Gesellschaft Palästinas der Stamm, der Clan oder die Familie.

Nun wollen die Palästinenser zwar einen eigenen Staat, losgelöst von Clans und Stämmen und ohne Bezug zur arabischen Nation. Von 1919 bis 2014 wurden ihnen zahlreiche Kompromissvorschläge unterbreitet, von denen sie allerdings nichts wissen wollten. «Die Araber», sagte 1973 Israels Außenminister Abba Eban, «verpassen nie eine Chance, eine Chance zu verpassen.»

Daran hat sich bis heute nichts geändert.



„Sie brauchen viel frisches Wasser!“



INSIDE WASHINGTON

Bidens kriminelle Nachlässigkeit

Städte in ganz Amerika und die Demokraten, die sie regieren, bereiten sich auf einen langen, heißen, grausamen Sommer vor. Die Mordraten steigen, und die öffentliche Meinung über «Black Lives Matter» (BLM) wird immer mieser. Yahoo News nennt den Anstieg der Gewaltverbrechen «beispiellos». Die Zahl der Morde erhöhte sich im letzten Jahr um 25 bis 40 Prozent – der grösste Sprung innerhalb eines Jahres, seit eine Kriminalstatistik geführt wird –, und es gibt keine Anzeichen für ein Abklingen. Die Nachrichtenwebsite Axios berichtete, dass die Mordraten in 37 Städten bis dato durchschnittlich um 18 Prozent gestiegen seien. Jetzt, da die Bürger nach einem Jahr sozialer Isolation wieder nach draussen dürfen, werden sie mit Mord und Chaos begrüsst. Der Kriminologe John Roman von der University of Chicago warnt: «Der Sommer 2021 wird ungewöhnlich gewalttätig werden.» Die *Financial Times* beklagt, dass Joe Biden, wie unfair dies auch immer sei, «als Präsident – und Führer der Partei, die die meisten grossen US-Städte kontrolliert – einen Preis zahlen wird, wenn es so weitergeht».

Biden selbst ist weniger beliebt als die Männer und Frauen in Uniform, die er des Rassismus bezichtigt. Eine NBC-Umfrage im letzten Monat ergab, dass Biden in der Beliebtheit um fast zehn Punkte hinter der Polizei liegt – 50 Prozent gegen 58 Prozent. Unterdessen sinkt das Vertrauen der Öffentlichkeit in Bidens linke Protestflanke – «Black Lives Matter» – immer mehr. Neue Untersuchungen der University of Massachusetts Amherst haben ergeben, dass die BLM-Proteste von 2014 bis 2019 mit einem Anstieg der Morde um 10 Prozent korrelierten. Aktivisten mögen darob mit den Schultern zucken, aber die Wähler rebellieren. Wenn die Kriminalität weiterhin unkontrolliert nach oben schießt, sinken die Erfolgchancen der Demokraten bei den Zwischenwahlen 2022 in den Keller.

Amy Holmes

Deutschland kuschelt vor dem Euro

In Europa wird der Zusammenhalt der Währungsunion wichtiger als Rechtsstaatlichkeit. Das deutsche Verfassungsgericht öffnet dem Opportunismus die Tür.

Joachim Starbatty

Das deutsche Bundesverfassungsgericht hat den Antrag der Kläger, Einsicht in die Materialien zu nehmen, welche die Verhältnismässigkeit der ultraexpansiven Geldpolitik der Europäischen Zentralbank (EZB) nachweisen sollten, vorige Woche nach neunmonatiger Beratungszeit verworfen. Das ist eine brisante Wendung.

Vor gut einem Jahr, am 5. Mai 2020, hatte das Gericht in seinem aufsehenerregenden Urteil die Verhältnismässigkeit der mit dem Ankauf von Staatsanleihen verbundenen Nebenwirkungen auf den Prüfstand gestellt: Wenn die Verhältnismässigkeit nicht nachgewiesen werde, sei die Politik der EZB ein «Ultra-vires-Akt», also ausserhalb der Kompetenzen der EZB liegend – und damit verfassungswidrig. In diesem Fall wäre es der Deutschen Bundesbank untersagt, sich weiter am Ankaufprogramm der EZB zu beteiligen. Ausserdem rügte das Gericht damals Bundesregierung und Bundestag, sie hätten die legitimen Interessen der Bürger vernachlässigt. Das schien seinerzeit ein historisches Urteil zu sein.

Draghis Stempel

Für die umstrittene Politik der EZB ist ihr früherer Präsident, Mario Draghi, verantwortlich. Er drückte der EZB seinen Stempel auf, indem er sich mit den Präsidenten der Zentralbanken überschuldeter Mitgliedstaaten besprach und sich mit deren Unterstützung die Mehrheit im Zentralbankrat sicherte. Diese Präsidenten waren an der Fortführung der Nullzinspolitik interessiert, um die Zinslast für die nationalen Haushalte niedrig zu halten. So sicherte Draghi den Zusammenhalt der Währungsunion.

Dass der frühere EZB-Präsident jemals eine Prüfung der Verhältnismässigkeit seiner Politik angestellt hätte, ist kaum wahrscheinlich. Er richtete die Geldpolitik an dem politischen Auftrag aus, die Währungsunion unter allen Umständen zusammenzuhalten, «whatever it takes» – koste es, was es wolle. Dies entspricht nicht dem der EZB tatsächlich aufgegebenen Auftrag: Verantwortung für Preisstabilität und Verbot monetärer Staatsfinanzierung. Die Bundesbank hätte

ohne Nachweis der Verhältnismässigkeit nicht mehr mitmachen dürfen.

Das Urteil war starker Tobak. Das wird dem Gericht bereits bei der Urteilsverkündung klar gewesen sein, erst recht aber nachher, als die Bundeskanzlerin sowie Bundesfinanzminister Scholz entweder direkt oder über ihre Leute den Richtern zu verstehen gegeben hatten, dass die Währungsunion in ihrem Bestand bedroht sei, wenn das Urteil, so wie verkündet, politisch umgesetzt würde. Da wird gehöriger politischer

Die Anträge waren «erfolglos», weil das Gericht sie aus politischen Gründen nicht annehmen wollte.

Druck aufgebaut worden sein. Die Richter werden wohl Angst vor der eigenen Courage bekommen haben. Auch den Verantwortlichen der Bundesbank werden die Politiker zu verstehen gegeben haben, ihre kleinlichen Bedenken angesichts des Zieles «Sicherung der Europäischen Währungsunion» fallenzulassen.

Es blieb das Risiko der lästigen Kläger. Ihnen musste der Weg versperrt werden, selber genau nachzuprüfen, ob die Verhältnismässigkeit der Geldpolitik gewährleistet war und Bundesregierung und Bundestag ihrem Auftrag, Schaden vom deutschen Volk abzuwehren, nachgekommen waren. Sie hätten bei Vorfinden eines mangelhaften Nachweises politischen Staub aufwirbeln können. Ihre Anträge

auf Überprüfung des Nachweises der Verhältnismässigkeit hat das Gericht nun als unzulässig und als unbegründet verworfen. «Erfolgreiche Vollstreckungsanträge zum Urteil des Zweiten Senats zum PSPP-Anleiheprogramm der EZB», lautet die Überschrift der entsprechenden Presseerklärung vom 18. Mai 2021.

Frieden mit der Politik

«Erfolglos» waren die Anträge, weil das Gericht sie aus politischen Gründen nicht annehmen wollte. Hier ist es der Praxis des Europäischen Gerichtshofes gefolgt, der seine Urteile zur umstrittenen Geldpolitik bereits gefällt hatte, bevor der Sachverhalt vor Gericht verhandelt worden war. Ohne Prüfung der Verhältnismässigkeit der von der EZB der Bundesregierung und dem Bundestag überlassenen Dokumente durch die Kläger kommt das Bundesverfassungsgericht zu dem Schluss, dass bei der Beurteilung durch die Bundesregierung alles rechtens gewesen sei. Ihr stehe ein weiter Beurteilungsspielraum zu, der offensichtlich nicht überschritten worden sei. Insoweit sei die Bundesregierung ihrer Integrationsverantwortung hinreichend nachgekommen. Wie kann man von einer Bundesregierung eine kritische Überprüfung der Verhältnismässigkeit von Massnahmen erwarten, die sie zuvor gutgeheissen hatte? Da hat man den Bock zum Gärtner gemacht.

Das jüngste Urteil des Bundesverfassungsgerichts ist eine Weichenstellung. Es hatte bisher immer geprüft, ob die Geldpolitik den vertraglichen Vorgaben entsprach. Es geht im Kern um die Frage: dem Opportunitäts- oder dem Rechtsstaatsprinzip folgen? Dürfen sich die verantwortlichen Organe in der EU an der jeweiligen politischen Opportunität orientieren – «Was müssen wir tun, um das Überleben der Euro-Zone zu sichern?» –, oder haben sie sich an die vertraglichen Vorgaben zu halten? Das Bundesverfassungsgericht war der Fels in der opportunistischen Brandung. Nun hat es seinen Frieden mit der Politik gemacht. Den Felsen gibt es nicht mehr.



*Tut mir leid,
aber es war auch nur geliehen...⁴*

Joachim Starbatty, Professor em. der Universität Tübingen, war Mitglied des EU-Parlaments 2014–2019.

Hurra, die Schule brennt!

Im letzten Jahr waren viele Bildungseinrichtungen geschlossen. Das staatliche System zeigte Schwächen. Es gibt gute Alternativen.

Florian Schwab

Das vergangene Covid-Jahr hat vielerorts die Chance für ein grosses Experiment eröffnet: ein Jahr ohne Schule! In der Schweiz war der Schul-Lockdown zwar weniger lang und strikt als anderswo. Aber auch hier hatten die Kinder viele Monate lang sozusagen schulfrei.

Natürlich, dieses Experiment hat die Schüler, ihre Familien und das Schulsystem einem grossen Stresstest unterzogen. Und es hat die Schwächen des verbürokratisierten Schulsystems klar und deutlich hervortreten lassen. Sehr viele öffentliche Schulen waren mit der Umstellung auf den Internetbetrieb überfordert. Natürlich gibt es einzelne Institute und Lehrer, die aus der misslichen Lage mit viel Kreativität das Beste gemacht haben. Aber häufiger konnte man eben das Gegenteil beobachten. In den USA waren es ausgerechnet die Lehrergewerkschaften, die sich aus rein egoistischen Motiven am intensivsten gegen eine rasche Wiedereröffnung der Schulen wehrten. Sie haben ihrem Berufsstand ein verheerendes Zeugnis ausgestellt.

Rascher lernen

Im deutschen Sprachraum gibt es keinen wortgewaltigeren Kritiker des Schulsystems als den Philosophen Richard David Precht. Nicht zu Unrecht weist er darauf hin, dass dessen Kernelemente dem Untertanengeist des ausgehenden 19. Jahrhunderts entsprungen sind. Die Schule – oftmals schon rein baulich – als militärisch inspirierte Bildungskaserne, in der brave und nützliche Staatsbürgerlein kultiviert werden sollen. Für die Schweiz mag das etwas weniger zutreffen als für Deutschland – ganz falsch ist die Diagnose aber auch hierzulande nicht.

Und mit der Kaperung des Lehrkörpers durch die Alt-68er ist ein besonders eigenartiges Zwitterwesen entstanden: links-grüne Ideologien und reformpädagogische Ansätze in Behördenstrukturen des 20. Jahrhunderts. Der Schluss liegt nahe, dass ein so zusammengesetztes Werk nicht unbedingt die ideale Lernumgebung bietet.

Müsste man auf dem grünen Feld ein neues Schulsystem kreieren, so Precht, dann hätte dieses mit dem bestehenden kaum etwas gemeinsam. Das hochgradig standardisierte Lernprogramm trage der Individualität der Kinder zu wenig Rechnung und laufe etablierten Erkenntnissen aus der Entwicklungspsychologie entgegen, nach denen mit einem spielerischen und freudvollen Zugang auch fachlich die besseren Ergebnisse erzielt werden.

Letztes Jahr waren Eltern auf der ganzen Welt sozusagen gezwungen, mit Alternativen zu experimentieren. Wer nicht wollte, dass sein Kind punkto Bildung auf Sparflamme gesetzt wird, musste entweder selbst in die Hosen steigen oder nach Ergänzungen ausserhalb der etablierten Schule suchen: Heimunterricht beispielsweise oder Nachhilfe- und Förderstunden bei Privatlehrern. Der Unterricht am heimischen Küchentisch («Homeschooling») ist natürlich kein Allheilmittel. Viele Familien überfordert er. Aber gleichzeitig gibt es sicherlich viele Familien, die gemerkt haben, dass die Kinder bei Vater und Mutter oder Opa und Oma rascher vorwärtskommen als im uniformen Setting der Schulklasse.



Eine Tendenz hin zu privaten Bildungsangeboten registriert auch das Zürcher Unternehmen Atutor. Es vermittelt Online-Privatstunden zum Zweck der Nachhilfe oder der Förderung. Im Kern gehe es darum, einen einfachen Zugang zu hervorragenden Lehrerinnen und Lehrern zu eröffnen, sagt Firmengründer Luzius Bill. Als Konkurrenz zum staatlichen Bildungssystem verstehe sich Atutor zwar nicht. «Aber unsere Angebote sind durchaus geeignet, dessen Schwachstellen auszugleichen.» Dies auf beiden Seiten des schulischen Leistungsspektrums. Neben Nachhilfestunden für schwächere Schüler erfreuen sich auch Förderstunden zur Veredelung besonderer Begabungen hoher Beliebtheit. «Viele Eltern haben offenbar das Bedürfnis, sich verstärkt selber um die Bildung ihrer Kinder zu kümmern.»

Auf der Überholspur

Offizielle Zahlen sprechen eine ähnliche Sprache: Schon vor dem Pandemiejahr war der Heimunterricht stark im Kommen. Von 2014 bis 2019 hat sich schweizweit die Zahl der zu Hause unterrichteten Kinder von etwa 900 auf 2500 verdreifacht. Neuere Auswertungen existieren nicht. Aber wen würde es wundern, wären viele Eltern durch die Zwangsschliessung auf den Geschmack gekommen?

Mehr private Initiative, weniger staatliche Uniformität – das scheint der neue Bildungstrend zu sein. Fraglich ist nur, wie schnell und wie radikal diese Entwicklung sein wird. Als extremes Szenario lohnt sich ein Blick auf den Markt der IT-Weiterbildungen. Hier hat sich ein System aus rein privaten Anbietern herauskristallisiert. Der in der Schweiz bekannteste Name ist Fast Lane. Das Unternehmen führt Online-Schulungen über das ganze Universum technischer Gebiete in der Computerwirtschaft durch. Die Zertifikate über erfolgreich bestandene Kurse sind auf dem Arbeitsmarkt gefragter als Lehr- oder Universitätsabschlüsse. Eine ähnliche Entwicklung könnte bis in die Primarschule vordringen. Die staatlichen Anbieter müssen aufpassen, dass sie nicht überflüssig werden.

HERODOT



Kauft nicht bei Juden» war der Schlachtruf der frühen Nationalsozialisten. Alsbald richteten sich Boykotte und Berufsverbote auch gegen alle politisch Andersdenkenden. Nach wenigen Jahren endeten die Boykottierten in Auschwitz. Leider erleben wir heute Ähnliches wie in den Anfängen der Nazis. Wer sich nicht politisch korrekt im Sinne der das moralische Monopol beanspruchenden *wokeness* äussert oder verhält, dessen wirtschaftliche Existenz wird angegriffen, bisweilen gar ruiniert, wie wir es aus totalitären Systemen kennen.

Ich teile weder die erkonservativen Ansichten der Familie Läderach oder anderer Gegner der «Ehe für alle» noch diejenigen der radikalen Gegner der Corona-Massnahmen in Uri, Gommiswald und anderswo. Mit Voltaire erachte ich den Einsatz für das Recht politisch Andersdenkender auf freie Meinungsäusserung aber als liberale Bürgerpflicht. Angesichts der Boykotte gegen die erwähnten Menschen und ihre Geschäfte gilt es daher, bei Läderach oder dem Urner Hofladen der Herters einzukaufen, im «Älpli» in Gommiswald einzukehren und den Gegnern der gleichgeschlechtlichen Ehe die Eröffnung eines Bankkontos zu ermöglichen, selbst wenn man anderer Ansicht ist. Wenn auch bei uns – wie leider heute wiederum in Deutschland – eine bloss politische Meinungsäusserung die wirtschaftliche oder gar physische Existenz gefährdet, ist dies ein Alarmzeichen dafür, dass wir uns von der Demokratie entfernen und uns auf dem Weg in den Totalitarismus befinden. Diesen Anfängen gilt es wie in den dreissiger Jahren zu wehren!

Damals endete die Intoleranz in der Katastrophe des Zweiten Weltkrieges und zum Glück in der Kapitulation der Achsenmächte. Zum unerträglich hohen Preis dafür gehörte der Aufstieg des nicht weniger totalitären Kommunismus, der neben Mitteleuropa auch China unterjochte. Trotzdem gelang es den USA praktisch im Alleingang, das Überleben freiheitlicher Demokratien in Westeuropa und deren Entstehen in Ostasien und anderswo sicherzustellen. Diese Bürde mussten die USA nicht zuletzt darum weitgehend allein tragen, weil sie die nach China und Russland zweitgrössten Mächte Ostasiens und Kontinental-

Bei Läderach oder dem Urner Hofladen der Herters einzukaufen, ist liberale Bürgerpflicht.

europas, Japan und Deutschland, zwar zu demokratischen Verbündeten zu machen verstanden, aber militärisch kastrierten. Das latente Misstrauen gebrannter Kinder gegen die beiden Staaten teilten fast alle Europäer und Asiaten. Viele hegten auch 75 Jahre nach Kriegsende noch grosse Bedenken gegen deren militärische Aufrüstung.

Das stellt die demokratische Welt vor ein Dilemma und eine grosse Herausforderung: Ungeschicklichkeiten der USA und der EU haben die Türkei vom Westen entfremdet und Russland zu einer Zweckallianz mit China motiviert, obwohl dessen Gelüste auf Sibirien wohl langfristig die grösste strategische Gefahr für Russland bedeuten. Trump hat auch den Iran in die Fänge dieser Allianz getrieben. Die durch manche strategischen Fehlentscheide ge-

schwächten USA sind heute kaum mehr in der Lage, im Alleingang gleichzeitig West- und Mitteleuropa gegen russische und islamistische Umtriebe zu verteidigen und Ostasien gegen Expansionsgelüste eines wirtschaftlich boomenden und militärisch aufrüstenden China. Ein konzertiertes Vorgehen dieser Mächte könnte für die Demokratien in Europa und Asien katastrophale Folgen haben. Russland und den Iran aus der Allianz mit China herauszubrechen, sollte möglich sein, aber hätte einen Preis, den zu bezahlen man nicht bereit scheint. Die Alternative einer massiven Aufrüstung Deutschlands und Japans würde die USA erheblich entlasten. Aber inzwischen hat sich die Bevölkerung der beiden Staaten mehrheitlich mit ihrem militärischen Eunuchendasein angefreundet. Sie zu einer Kehrtwende zu motivieren, dürfte ebenso schwierig sein wie die Überwindung der Vorbehalte der Nachbarn.

Will die Schweiz angesichts dieser Entwicklungen weiterhin neutral bleiben und dafür auch gewisse Nachteile akzeptieren oder sich via Rahmenabkommen noch stärker in die EU integrieren, zunächst als deren Satellit und irgendwann als Mitglied? Wer diese Grundsatzfrage beantwortet, hat auch über das Rahmenabkommen entschieden. Der Rest der gegenwärtigen Diskussion sind kleinkrämerische Nebelpetarden zur Verwirrung der Bevölkerung.

Herodot ist ein der Redaktion bekannter Weltreisender, seit Jahrzehnten wissenschaftlich und politisch tätig, u. a. für die Uno.

Naturgesetze sind keine Glaubenssache

Als Wissenschaftler liefern wir nicht nur Zahlen, sondern ordnen diese auch ein. Dies ist wichtig, wie Täuschungsmanöver und Attacken der Gegenseite beweisen.

Reto Knutti

Rächt hesch, aber schwiiige söttisch», sagte mein Grossvater jeweils zu meiner Grossmutter, wenn er kein sachliches Argument mehr hatte. Die Taktik ist auch heute noch beliebt bei den Gegnern des CO₂-Gesetzes, um unangenehme Tatsachen zu unterdrücken und Expertinnen zu diskreditieren. Daran gehalten hat sich meine Grossmutter übrigens nicht.

Irreführende Zahlen, Unterstellungen

In der *Weltwoche* stört sich Beat Gygi daran, dass über hundert renommierte Schweizer Klimaforscherinnen, Glaziologen, Wirtschaftswissenschaftlerinnen, Juristen, Ökonomen, Sozial-, Geistes- und Politikwissenschaftlerinnen Klarheit reden: zum Klimawandel, zu seinen Auswirkungen, Kosten und der Notwendigkeit des CO₂-Gesetzes. Überprüfbare Gegenargumente findet man unter den vielen vagen Unterstellungen im Artikel kaum. Aus meiner Aussage, dass die Auswirkungen des Klimawandels «vielfältig, aber überwiegend negativ» seien, konstruiert Gygi den Vorwurf, Klimawandel werde «indiskutabel negativ» dargestellt. Das ist nicht nur verzerrt, sondern steht auch völlig im Widerspruch zur Tatsache, dass sich meine Aussagen zum Klimawandel zu hundert Prozent mit jenen der Uno-Klimaberichte und der Schweizer Klimaszenarien decken.

Kurz danach zaubert Christian Imark in der Sendung «Arena» eine Grafik hervor, die zeigen soll, wie gut die Schweiz im Klimaschutz unterwegs sei. Er spricht von einer «Statistik» und «Tatsachen» und suggeriert damit eine vergangene Entwicklung, zeigt jedoch Zahlen bis 2030, ohne dass dies ersichtlich wäre. Noch dreister: Er bedient sich dabei der im revidierten CO₂-Gesetz festgeschriebenen Emissionsreduktion von 50 Prozent, um zu beweisen, dass es ebendieses CO₂-Gesetz nicht brauche.

Als grösster Verbündeter der SVP wirft sich unter dem unverfänglichen neuen Namen Avenergy auch die Erdölvereinigung in den Ring.

Wir Menschen verursachen das Klimaproblem. Die Technologie und das Geld, um es zu lösen, sind da.

Sie verschickt eine Broschüre an die Parlamentarierinnen, um sie über das CO₂ aufzuklären, dessen Reduktion sie seit Jahren debattieren. Das im Begleitbrief als «Nachschlagewerk» gepriesene und auf den ersten Blick sachliche Dokument strotzt jedoch von inkorrekten Zitaten, nachweislich falschen Behauptungen zu Klimamodellen, Fehlern in Einheiten und veralteten Daten. Die CO₂-Menge in der Atmosphäre sei bis 2005 um 35 Prozent gestiegen,

zitiert man das deutsche Umweltbundesamt, und hofft wohl, dass niemand merkt, dass wir heute 2021 schreiben und der Anstieg bereits 50 Prozent beträgt. Die vom Bundesamt für Umwelt übernommene und adaptierte Grafik der Sektor-Emissionen der Schweiz zeigt nur die Werte von Industrie, Landwirtschaft und Abfallwesen. Die beiden grössten CO₂-Quellen, der Strassenverkehr und der Immobiliensektor, von denen die Öllobby fürstlich lebt, fehlen ebenso wie die Luftfahrt. Auf Nachfrage des *Blicks* betont Avenergy, man müsse für Laien «vereinfachen». Das ist etwa gleich abstrus, wie wenn man der Steuerverwaltung nur das halbe Einkommen deklariert und dies mit einer «Vereinfachung» der Einkommenssituation zu begründen versucht.

Herunterspielen, ablenken, verzögern

Warum greifen die Gegner des CO₂-Gesetzes zu so plumper Desinformation? Ganz einfach, weil allein der Gedanke an einen politischen Rahmen für Klimaschutz, oder «Staatsumpf» in den Worten von Christian Imark, sie erschauern lässt. Weil sie ihr Geschäftsmodell in Gefahr sehen und weil ihnen schlicht die sachlichen Argumente fehlen. Ideologie und Partikularinteressen gehen heute offenbar so weit, dass jedes Mittel recht ist, insbesondere die Diskreditierung von Experten.





«Glaube braucht keine Zahlen»: Forscher Knutti.

den Privatverkehr. Fakt ist, dass der Umweg über Wasserstoff etwa fünfmal mehr erneuerbare Energie braucht als die direkte Elektrifizierung und dass die heute verfügbaren Mengen synthetischer Treibstoffe äusserst klein, die Kosten jedoch extrem hoch sind. Alle fossilen Brenn- und Treibstoffe in der Schweiz durch synthetische zu ersetzen, würde uns pro Haushalt und Jahr heute rund 15 000 Franken kosten.

Dass man dem Mittelstand pro Haushalt mit vier Personen ein paar hundert Franken pro Jahr nicht zumuten könne, ist das am häufigsten genannte Gegenargument – es verpufft bei genauerer Betrachtung ebenfalls. Mit etwa 110 Millionen Tonnen CO₂ an konsumbasierten Emissionen und über die Zeit akkumulierten globalen Schäden von rund 200 Franken pro Tonne CO₂ (deutsches Umweltbundesamt, 1 Prozent Diskontrate) verursacht ein Schweizer Haushalt jährlich Klimaschäden von über 10 000 Franken. Dazu kommen 4000 Franken für fossile Energie, die jedes Jahr ins Ausland abfliessen. Klimawandel und der Status quo sind teuer. Es ist offensichtlich, dass die Massnahmen für

ein ambitioniertes Klimaziel volkswirtschaftlich günstiger sind, als weiterzuwursteln wie bisher und später zu flicken. Aber auch für die Einzelperson lohnt es sich: Das CO₂-Gesetz ist verursachergerecht und fair, denn mit der Rückvergütung profitiert unterm Strich finanziell sogar, wer fossile Energie vermeidet.

Glaube und Ideologie brauchen keine überprüfbareren Zahlen und Argumente, es reicht eine gefühlte Wahrheit. Für Entscheide von gesellschaftlicher Tragweite wie den Klimaschutz hingegen sind Fakten und ihre Einordnung zentral, auch wenn sie manchmal unangenehm sind. Dazu gehören auch Aussagen, was es braucht, damit die Schweiz ihre erklärten Klimaziele erfüllt. Die daraus resultierenden Angriffe und Täuschungen der Gegner zeugen von Hilflosigkeit und Mangel an sachlichen Argumenten. Naturgesetze und Statistik sind keine Glaubenssache, und Halbwahrheiten werden nicht wahrer, indem man sie wiederholt.

Grundlage jeder Entscheidung muss eine saubere Auslegeordnung der Fakten sein. In der Debatte um das CO₂-Gesetz ist das primär die Aufgabe der Wissenschaftlerinnen und Ingenieure. Aber Zahlen ohne Kontext sind leer. Die Interpretation der Dringlichkeit des Klimawandels allein den Vertretern von Partikularinteressen zu überlassen, wäre fatal. Ob 4 Grad

mehr gefährlich sind, welche alternativen Pfade möglich wären, wo die Unsicherheiten liegen und wie hoch die Kosten sind, das müssen Expertinnen und Experten erklären. Wissenschaftlerinnen können, dürfen und wollen die Entscheide der Politik nicht vorwegnehmen oder der Gesellschaft etwas vorschreiben. Aber sie müssen zwingend an der Diskussion teilnehmen, solange sie Fakten von Meinungen trennen und ihre Werte und Annahmen klar deklarieren.

Jetzt Weichen stellen

Wir Menschen verursachen das Klimaproblem. Die Technologie und das Geld, um es zu lösen, sind da. Nun braucht es noch den politischen Willen und die Bereitschaft, das Interesse der Gesellschaft über das eigene zu stellen. Die Dekarbonisierung ist machbar und lohnt sich. Sie erfordert jedoch, dass die Politik und wir alle unsere Verantwortung wahrnehmen, die Zukunft zu gestalten. Wir können jetzt die Weichen stellen. Später unseren Kindern zu erklären versuchen, dass wir damals nicht wussten, was auf dem Spiel steht – das können wir nicht.

Reto Knutti, Klimatologe, ist Professor für Klimaphysik und Delegierter für Nachhaltigkeit an der ETH Zürich.

Noch in einem Positionspapier von 2009 verneinte die SVP den menschengemachten Klimawandel. Weil dies nicht mehr greift, weicht sie auf andere, psychologisch gutverständene Abwehrmechanismen aus: Man spielt die Auswirkungen herunter, verzögert Massnahmen, lenkt von der Kernfrage ab oder weist auf andere, vermeintlich grössere Sünder. Das Paradebeispiel solcher Scheinargumente ist der geringe Einfluss der Schweiz. Dass für die Klimaziele von Paris, die auch die Schweiz ratifiziert hat, jedes Land, ob gross oder klein, bis 2050 auf netto null Treibhausgas-Emissionen kommen muss, wird ebenso verschwiegen wie die Tatsache, dass die Uno-Rahmenkonvention UNFCCC seit 1992 das Prinzip der «gemeinsamen, aber differenzierten Verantwortung» vorsieht, gemäss dem jene Staaten mit hohen finanziellen Möglichkeiten, gutem Bildungsniveau und Zugang zu Technologie eine Vorreiterrolle übernehmen.

Klimawandel kostet mehr

Ebenso verfehlt ist das Argument von SVP und Avenenergy, dass Wasserstoff unsere Probleme löst. Synthetische Brenn- und Treibstoffe werden für das Ziel netto null CO₂ zwar in einzelnen Anwendungen und nach 2030 nötig sein, aber weder für Gebäude noch für

Pensionierung

AHV

Wie hoch ist mein Anspruch?

Pensionskasse

Rente, Kapital, Kombination?

Hypothek

Soll ich amortisieren?

Steuern

Wie kann ich sparen?

Nachlass

Wie sichere ich meine Familie ab?

Kostenlos bestellen:
vz.ch.com/merkblatt-pensionierung

Mit der Pensionierung ändert sich Ihre finanzielle Situation grundlegend. Was Sie heute entscheiden, bestimmt Ihren Lebensstandard für viele Jahre. Eine unabhängige Beratung beim VZ lohnt sich. Überzeugen Sie sich selbst: Das erste Gespräch ist kostenlos und unverbindlich.

www.vermoegenszentrum.ch



Raketen aus Streichhölzern

Werner Wollenberger («Mis Dach isch de Himmel vo Züri»), wegen eines Urheberrechtsstreits wieder in den Schlagzeilen, war mein Vorbild und Lehrmeister.

Walter Bosch

Werner Wollenberger war ein Gigant. Er konnte alles: Kolumne, Chanson, Theater, Drehbuch, Kabarett. Er schrieb mit leichtfüssiger Eleganz. Sein Duktus war einmalig und verführerisch. Er hat in seinem Leben Tausende von Texten geschrieben, und jeder einzelne war brillant. Er war mein Vorbild und mein Lehrmeister. Meine Erinnerungen an ihn sind anekdotisch und auch ein bisschen wehmütig. Er starb mit 55 Jahren an Lungenkrebs.

Meine erste Begegnung mit ihm war ein Debakel. Ich war sechzehn und in einem katholischen Internat. Als einziger Schüler hatte ich eine Zeitung abonniert: die *Zürcher Woche*.

Wulli war Chefredaktor, und ich habe jeden seiner Texte verschlungen. So wollte ich schreiben können. Durch einen Bekannten meiner Eltern konnte ich zum Beginn meiner Sommerferien einen Termin bei ihm ergattern. Er war sehr freundlich und wohlwollend. Meinen Wunsch, für die *Zürcher Woche* zu schreiben, nahm er leicht amüsiert zur Kenntnis. «Ja, schreiben Sie einen Artikel», sagte er. Damit hatte er meine Ferien endgültig ruiniert. Denn bis zum Schulanfang fiel mir kein Thema ein, das würdig gewesen wäre, seine Aufmerksamkeit zu erringen.

Kreatives Zentrum

Sieben Jahre später holte er mich zur *Weltwoche*. René Bortolani und ich waren seine Jünger und machten mit ihm – wie ich mich unbescheiden erinnere – eine attraktive und erfolgreiche Zeitung. Wie wir es schafften, als sehr kleine Redaktion trotz ausgedehnter Mittagessen im Restaurant «Italia» (samt Grappa) die Zeitung anständig zu füllen, ist mir heute ein Rätsel.

Wulli hatte nicht nur jede Menge Zeit, er hatte auch keinerlei Respekt vor Ablieferungsterminen. Er überliess es seinen Adlaten, die Druckerei zu besänftigen, wenn seine Texte wieder überfällig waren, aber schliesslich doch rechtzeitig in Satz gingen. Statt zu liefern, bastelte er mit uns Raketen aus Streichhölzern und Alufolie aus Zigarettenpackungen. Vor allem aber warfen wir vor seinem Büro stunden-



Verschworene Gemeinschaft:
Journalist Wollenberger.

lang 20-Rappen-Münzen an die Wand – wer am nächsten war, kassierte alle. Dann plötzlich setzte er seine Brille auf und verschwand in seinem Büro. Eine Stunde und drei Anrufe der Druckerei später kam er mit dem Manuskript aus dem Büro. Es war brillant. Es hatte nicht einen einzigen Tippfehler. Es war sprachlich makellos. Es gab keine Korrekturtaste und kein Tipp-Ex. Nur eine Hermes-2000-Schreibmaschine.

Wollenberger war kein klassischer Chefredaktor. Er thronte nicht über der Redaktion. Er war mehr das kreative Zentrum einer verschworenen Gemeinschaft. Er gab keine Anweisungen. Er erwartete bedingungslosen Einsatz und höchste Qualität. Als Vorgesetzter war er eher ein Feigling. Noch bei der *Zürcher Woche* beauftragte er den brillanten Journalisten Peter Höltschi, mir mitzuteilen, «dass es auf dieser Redaktion nur einen Wollenberger braucht». Ich hatte seine Schreibweise dermassen bewundert und verinnerlicht, dass meine Texte wie Wollenberger klangen. Ich brauchte dann lange, um einen eigenen Stil zu entwickeln. Bei der *Weltwoche* störte sich der Ästhet in ihm daran, dass eine Mitarbeiterin drei Tage lang mit der gleichen Fallmasche im Büro erschien. Er hätte ihr dies nie selbst gesagt. Er schickte mich, dem es mindestens so peinlich war.

Eines Tages musste Wulli plötzlich nach London. Wie wir durch intensives Nachfragen nach seiner Rückkehr herausfanden, hatte er

in London geheiratet, Trauzeugen waren zwei Bobbys von der Strasse gewesen. Geheiratet hatte er die unvergleichliche Elfie. Sie war das nimmermüde Zentrum seines Lebens. Sie führte den Haushalt, lieferte Manuskripte in Radiostudios, wo verzweifelnde Redaktoren und Schauspieler am Rande des Nervenzusammenbruchs auf ihre Texte warteten. Sie kommunizierte seine Ausreden so charmant, dass man ihr diese beinahe geglaubt hätte, und hielt ihm in jeder Beziehung den Rücken frei. Und wenn die Nächte mit seinen Gehilfen in der Wohnung in Unterengstringen lang und länger wurden, brachte sie noch morgens um drei Uhr eisgekühlten Wodka in kalten Gläsern.

Eine Versuchung

Nach einer kurzen, herausfordernden, aber glücklichen Zeit bei der *Weltwoche* beschloss der Verleger, Wulli aus der Chefredaktion zu entfernen. Er hiess Max Frey, und ich hatte ihn noch nie gesehen. Ich war entsetzt und aufgewühlt. So konnte man mit meinem Idol nicht umspringen.

Ich nahm meinen Mut zusammen und begab mich zu Freys edlem Penthouse an der Dianastrasse in Zürich. Ich läutete an der Tür. Kaum hatte er sie geöffnet, begann ich mit einer Schimpftirade. Er hörte sich alles an und bat mich dann in seine Wohnung. Er setzte sich mit mir in seine edle Sitzgruppe und schenkte mir einen Mirabellenschnaps ein. Dann redeten wir. Nach fünf Schnäpsen ging ich beduselt nach Hause. Einen Monat später rief mich Max Frey an und bot mir die Chefredaktion der *Annabelle* an. Ich war fünfundzwanzig und fiel aus allen Wolken. Natürlich war die Versuchung gross, das Angebot anzunehmen. Aber ich wollte doch solidarisch mit Wulli sein. Schliesslich fragte ich diesen, was ich tun sollte. Sein Rat war ohne jede Bitterkeit oder Verletztheit. Er war typisch Wulli und so, wie er das Leben sah: «Mach's!»

Walter Bosch war Journalist, Werber, Unternehmer und Mehrfach-Verwaltungs- und Stiftungsrat.

Lesen Sie nächste Woche: Leben und Werk des Autors, Künstlers und Regisseurs Werner Wollenberger

Oberwalliser Senkrechtstarter

Mit Philipp Matthias Bregy bekommt die Mitte-Partei gleich zwei Fraktionschefs. Denn wo Bregy draufsteht, ist manchmal auch Ständerat Beat Rieder drin.

Hubert Mooser

Es war eine schnelle Geschichte: Zuerst hielt der Oberwalliser Nationalrat Philipp Matthias Bregy eine kurze Ansprache zu seiner Kandidatur als Fraktionschef der Mitte-Partei, dann musste er das Sitzungszimmer verlassen. Und nach seiner raschen Wahl übernahm der aus Naters stammende Mitte-Politiker sogleich das Kommando.

«Er wirkte souverän, als mache er den Job schon ewig», fand ein Anwesender. Bregy hatte auch viel Zeit gehabt, sich darauf vorzubereiten. Seine Wahl stand schon seit Wochen fest.

Anders als Vorgängerin Andrea Gmür, die sich gegen Leo Müller (beide LU) durchsetzen musste, hatte der Oberwalliser keine Konkurrenten. Potenzielle Kandidaten wie der Tessiner Nationalrat Marco Romano oder der St. Galler Ständerat Benedikt Würth hatten sich schon früh selber aus dem Rennen genommen. Nur beim Zürcher Philipp Kutter wusste man nicht so recht, ob er doch noch antreten würde. Gereizt hätte ihn der Job zwar schon, aber da er nicht bloss Nationalrat, sondern auch Gemeindepräsident von Wädenswil und zudem Vater von zwei Kindern ist, verzichtete er dann auf eine Kandidatur.

Mehr bürgerliches Profil

Ein Start-Ziel-Sieg also für den 42-Jährigen CVP-Oberwalliser, der die Fraktion klarer positionieren möchte. Bregy will eine Mitte mit mehr Ecken und Kanten, verriet er dem *Walliser Boten* am Tag vor seiner Wahl. Auch Parteichef Gerhard Pfister versucht schon länger, den Zentrismus seiner Partei erkennbar zu machen. Was aber schon fast eine herkulische Aufgabe ist, weil die Mitte ein politischer Nullpunkt zwischen den beiden Polen ist und die Mitte-Partei als Stimmenlieferantin der Linken wahrgenommen wird.

Die Wahl Bregys zum Fraktionschef dient der Partei wohl auch dazu, das bürgerliche Profil zu schärfen. Dass es nichts bringt, dem Zeitgeist hinterherzurrennen, hat man beim kurzen Gastspiel von Gmür an der Fraktionsspitze gesehen. Sie sollte so etwas wie den Aufbruch der

Mitte-Partei in eine neue Ära symbolisieren, war jedoch heillos überfordert.

Bregy ist aus einem anderen Holz geschnitzt. Er verkörpert mit seinem Compagnon, Ständerat Beat Rieder, den rechten Parteiflügel, zu dem man auch den Luzerner Nationalrat Leo Müller oder den Bündner Ständerat Stefan Engler zählen muss und dem eigentlich auch Pfister zugerechnet wurde, bevor ihn der links-



Schneller als erwartet:
Politiker Bregy.

grüne Lifestyle und die Fusion mit der BDP von dieser Position etwas abrücken liessen. Aber ein «rechter Messias», wie ihn der *Blick* beschrieb, ist er nicht. Bregy hat keine Mission. Er hat aber klare bürgerliche Positionen. Er war auch gegen eine Umbenennung der fusionierten Partei in «die Mitte». Weil die Marke CVP im Oberwallis immer noch zieht.

Dass er jetzt aber die Fraktion unter neuem Namen leiten wird, ist schon fast Ironie des Schicksals. Aber auf dieses Ziel hat er eigentlich hingearbeitet. Nur dass es so schnell geht, damit hat er nicht gerechnet. Bregy ist erst seit drei Jahren im Parlament und demzufolge eine Art Senkrechtstarter. Als Nationalrätin Viola Amherd 2018 Bundesrätin wurde,

konnte Bregy nachrutschen. Im Wissen darum, dass ihm nur zehn Monate blieben, um seine Wiederwahl 2019 gegen die starke Konkurrenz aus dem eigenen Lager abzusichern, zündete er vom ersten Moment an ein grosses Feuerwerk. Dazu platzierte er einige Vorstösse, die in den Medien auf ein entsprechendes Echo stiessen.

Und Amherd?

Es half, dass Kanzleipartner Rieder im Ständerat sass. Das Duo zog ein erfolgreiches Powerplay auf. Wer dabei Koch und wer Kellner war, liess sich nicht immer sagen. Wenn Rieder im Ständerat wegen des gefährlichen Munitionsdepots in Mitholz/Kandersteg in der Kleinen Kammer aktiv wurde, reichte Bregy im Nationalrat den gleichen Vorstoss ein. Wenn Bregy dann bei der Aktienrechtsrevision Anträge einreichte, zog Rieder im Ständerat nach. Meistens war das Duo dabei erfolgreich. Ein solches Zusammenspiel hat man in Bern noch nie gesehen.

Mit Bregy bekommt die Mitte-Fraktion darum nicht bloss einen, sondern zwei Chefs. Denn wo Bregy draufsteht, ist auch Rieder drin – und umgekehrt. Wie erfolgreich er als Fraktionschef sein wird, hängt aber auch von der Zusammenarbeit mit Bundesrätin Amherd ab. Auch wenn beide aus dem Oberwallis stammen, das gleiche Parteibüchlein haben und Bregy seinen Nationalratssitz ein Stück weit Amherd verdankt: Ein Selbstläufer ist das nicht.

Politisch haben Bregy und Amherd das Heu bei vielen Dossiers nicht auf der gleichen Bühne. Am besten aufzeigen lässt sich dies beim Rahmenabkommen, wo die Mitte-Bundesrätin mit einem von Linken entworfenen Kompromissvorschlag ihrer eigenen Formation in den Rücken fiel. Sie will der EU bei der Unionsbürgerrichtlinie entgegenkommen. Es geht hier um die Zuwanderungen in die Sozialhilfe und weitgehende Rechte für EU-Bürger in der Schweiz. Für Präsident Pfister und Fraktionschef Bregy ist dies eine rote Linie, die man nicht überschreiten darf. Es wird wohl nicht der letzte interne Konflikt sein, mit dem es der neue Fraktionschef zu tun bekommen wird.

Keiner sah die Freiheit klarer als er

Die Sehnsucht nach einer heilen Welt bedroht die Freiheit, die uns Frieden und Wohlstand gebracht hat. Umso wichtiger werden die Ideen des liberalen Denkers Friedrich August von Hayek.

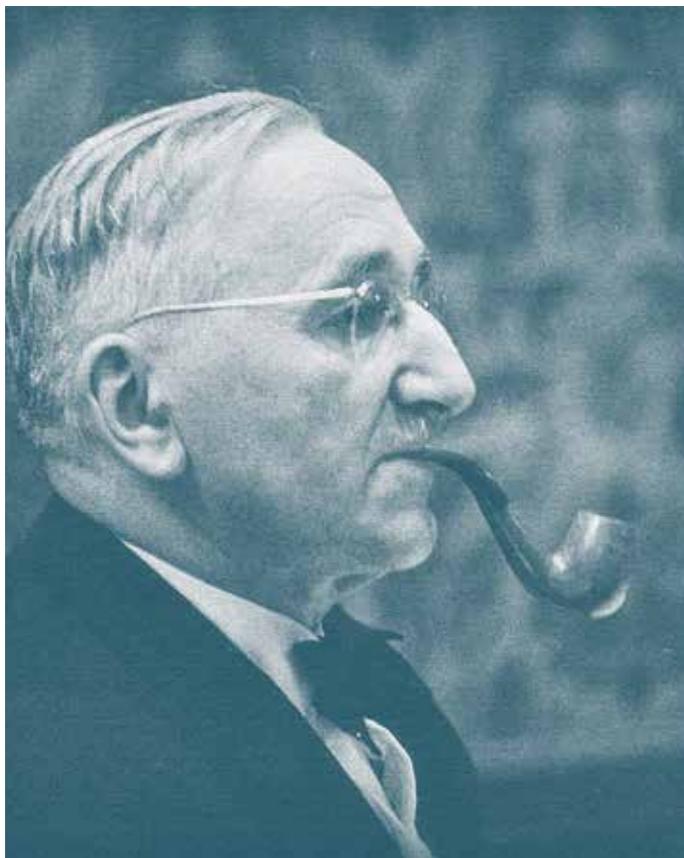
Stefan Kooths

Friedrich August von Hayek (1899–1992) zählt zu den bedeutendsten liberalen Denkern des 20. Jahrhunderts. Welt- ruhm erlangte er als Ökonom wie auch als Sozialphilosoph. Beide Gebiete greifen in seinem Werk ineinander und behandeln die existenzielle Frage, wie Menschen in komplexen Grossgesellschaften sich frei entfalten und produktiv koordinieren können. Die anonyme Grossgesellschaft, in der wir uns bewegen, dehnt und differenziert sich immer weiter aus. Sie wird grösser und diverser und so im Ergebnis noch komplexer. Kein Wunder also, dass das Interesse an seinen Ideen nicht abebbt.

Hayeks Botschaft ist Verheissung und Warnung zugleich. Die Verheissung besagt, dass in Gesellschaften das Zusammenleben am besten gelingt, wenn die Koordination über Wettbewerb und Marktprozesse erfolgt, so dass die Menschen dezentral entscheiden und ihre grösstmöglichen Handlungsspielräume behalten können. In Kurzform: Freiheit und Massenwohlstand gehen Hand in Hand. Darin liegt zugleich die Warnung vor kollektivistischen Gesellschaftsentwürfen. Wenn Sozialingenieure mit ihren Gestaltungsansprüchen das Leben der Menschen am Reissbrett glauben organisieren zu können, geraten sie regelmässig in eine unheilvolle Sackgasse aus Massenelend und Unfreiheit.

«Anmassung von Wissen»

Denjenigen Intellektuellen, die sich diese zentralplanerische Kompetenz zutrauen, hat er in seiner Nobelpreisrede eine «Anmassung von Wissen» vorgehalten. Das nehmen sie ihm bis heute übel. Wohl auch deshalb, weil sie von der Kritik an ihren Möglichkeiten irrtümlich auf eine Ablehnung ihrer zumeist hehren Ziele



Verfechter der offenen Gesellschaft: Durchdenker Hayek.

schliessen. Diese hatte Hayek indes nie in Zweifel gezogen – im Gegenteil: Ihm kam es darauf an, das Urteil über Mittel und Motive sauber zu trennen. Mehr Verantwortungs- statt Gesinnungsethik würde auch den derzeit vorherrschenden Moralismus wohltuend eindämmen.

Wegweisende Erkenntnisse über die Funktionsweise von Marktsystemen konnte Hayek (zusammen mit Ludwig von Mises) in der Debatte mit marxistischen Ökonomen über die Wirtschaftsrechnung im Sozialismus zutage fördern. Die marxistischen Vertreter machten geltend, dass Preise durchaus nützlich seien, um ökonomische Systeme zu steuern, dass dies aber keine Marktwirtschaft erfordere. Vielmehr könne man die richtigen Preise, die zum

Gleichgewicht von Angebot und Nachfrage führten, besser an zentraler Stelle ausrechnen, statt sie über Marktprozesse herausfinden zu lassen.

Dem hatten die Neoklassiker, die sich hauptsächlich für Marktgleichgewichte als statische Zustände interessierten, wenig entgegenzusetzen. Ein Übriges tat der Drang vieler Ökonomen nach möglichst durchgängiger Mathematisierung ihrer Disziplin. Ein Zentralverwaltungssystem versprach so eine willkommene Abkürzung gegenüber zeitraubenden Marktprozessen. Das System der freien Marktpreise wäre demnach nur ein Übergangsphänomen, dem alsbald ein Regime folgte, in dem alle Preise wissenschaftlich bestimmt würden. Im Ruf nach Mindestlöhnen, Mietpreisdeckeln und Sozialtarifen lebt diese Haltung bis in unsere Tage fort.

In dieser Kontroverse liefen Mises und Hayek zur Hochform auf. Sie zeigten, dass das für einen solchen Ansatz relevante Wissen niemals an zentraler Stelle vor-

liegen kann, sondern als lokales, situatives und persönliches Wissen über alle Mitglieder einer Gesellschaft verstreut ist. Der einzigartige Vorteil eines marktwirtschaftlichen Systems liegt gerade darin, dieses Wissen anzuzapfen und über Preissignale in einen sozialen Kommunikationsprozess einzuspeisen. Bereits 1945 hatte Hayek mit «The Use of Knowledge in Society» den Grundstein für das gelegt, was später unter dem Titel «Wettbewerb als Entdeckungsvorgang» ein geflügeltes Wort wurde.

Zugleich wurde klar, dass Eingriffe in das freie Preissystem kostbare Informationen versiegen lassen und so weitere Eingriffe nach sich ziehen und Interventionsspiralen auslösen, bis dieses immer übergriffigere System alle individuellen Entscheidungsspielräume ausgelöscht

hat. Ungewollt trägt die Anmassung von Wissen daher totalitäre Tendenzen in sich. Nur ein freies Marktsystem fördert dagegen die für die sozioökonomische Koordination relevanten Preissignale zutage, ein Marktsystem, das – wie Mises gezeigt hat – ohne Privateigentum an den Produktionsmitteln (Kapitalismus) nicht funktionieren kann.

Diese Erkenntnisse liessen Hayek 1944 voller Sorge auf die westlichen Demokratien blicken, die zwar kurz davorstanden, die Geissel der NS-Diktatur zu bezwingen, mit ihrer im Mainstream vorherrschenden Hoffnung auf eine heile sozialistische Nachkriegswelt aber von einem Totalitarismus in den nächsten zu taumeln drohten. «Der Weg zur Knechtschaft» – gewidmet den Sozialisten in allen Parteien – war sein Alarmruf an die damaligen Zeitgenossen. Gut eine Generation später sah er sich berufen, diese Warnung in «Die verhängnisvolle Anmassung – Die Irrtümer des Sozialismus» (1988) aufzufrischen. Heute würde er wohl erneut zur Feder greifen.

Die Sozialismusdebatte zeigt exemplarisch den Wert eines für die liberale Sozialphilosophie unverzichtbaren Prinzips. Erst die marxistische Kritik hatte die liberalen Ökonomen tiefer über

Protektionistische Weltverbesserer erliegen immer den Urinstinkten aus der Zeit der Stammesgesellschaft.

das Wesen der Marktwirtschaft nachdenken lassen und damit einen Erkenntnisgewinn angestossen. Weil alles Wissen immer nur vorläufiges Wissen sein kann, treten Liberale in der Tradition Hayeks konsequent für den freien Diskurs ein. Nur so ist intellektueller Fortschritt möglich. Erkenntnisbezogene Tabus darf es in einer freien Gesellschaft nicht geben, wenn nicht Mythen und Stillstand Vorschub geleistet werden soll. In Zeiten von Cancel-Culture und ideologischen Diskurswächtern ist dieser Aspekt aktueller denn je.

Sozioökonomische Koordination macht nicht an Landesgrenzen halt. In der sich integrierenden Weltwirtschaft kooperieren Menschen zunehmend über Marktbeziehungen, die den gesamten Globus umspannen. Damit wird das Streben nach zentraler Lenkung vollends zur *mission impossible*. Das Mittel gegen den weiteren Kontrollverlust heisst Abschottung, die in der aktuellen Deglobalisierungsdebatte zu einer menschlicheren, weil lokaleren Welt verklärt wird. Im Gegensatz zu den Liberalen mit ihrer kosmopolitischen Moral erliegen die protektionistischen Weltverbesserer immer wieder den Urinstinkten aus der Zeit der Stammesgesellschaft, in der Fremde als Bedrohung und nicht als interessante Kooperationspartner galten.

Komplexität ist die grösste Hürde für den Interventionismus, deshalb trachten seine Ver-

treter überall nach Vereinfachung. Abschottung kappt komplexe Aussenbeziehungen, im Inneren hilft der Kollektivismus weiter. Die eigenständigen Menschen verkümmern so zu blossen Trägern ausgewählter Gruppenmerkmale. Gesellschaftliche Vielfalt und Komplexität werden so lange zu wenigen Aggregaten und Durchschnittsgrössen verdichtet, bis die Lage für den zentralen Planer so übersichtlich erscheint, dass er das Ganze für beherrschbar hält.

Bei dieser Scheinlösung bleibt nicht nur das relevante Wissen auf der Strecke, sondern auch die menschliche Würde. Und zwar paradoxerweise gerade deshalb, weil der Versuch, den für Kleingruppen (Familien, Freundeskreise) stabilisierenden sozialen Kitt – Altruismus,



Solidarität, Zugehörigkeit – auf die anonyme Grossgesellschaft zu übertragen, dort nicht funktioniert, sondern nur dessen üble Seiten (Aggression gegen Fremde, autoritärer Zwang) übriglässt.

Auch in seiner Kritik an überzogener gesamtwirtschaftlicher Steuerung stellt Hayek in der berühmten Kontroverse mit Keynes darauf ab, dass ein solches Makromanagement die relevanten Strukturen ausblendet und so sozioökonomische Koordinationsprozesse behindert. Die Gewalt über die Notenpresse erweist sich dabei nicht nur als besonders missbrauchsanfällig, sondern – wie Hayeks Kapital- und Konjunkturtheorie zeigt – auch als besonders folgenschwer. Denn Menschen sind bei komplexer Arbeitsteilung in existenzieller Weise auf eine Währung angewiesen, die ihnen die richtigen Signale gibt, die also die Preise nicht verzerrt. Staatliche Rekordverschuldung und ultraexpansive Geldpolitik sind heute mit voller Wucht auf die Bühne zurückgekehrt – Grund

genug, Hayeks Beiträge ebenfalls wieder auftreten zu lassen.

Für das Gelingen sozioökonomischer Koordination spielen geeignete Institutionen wie Sitten, Gebräuche, Regeln die Hauptrolle. Wie findet man diese? Nicht durch raffinierte Sozialingenieure, sondern durch Versuch und Irrtum in einem evolutionären Prozess. Auch hier scheitert rationalistischer Konstruktivismus an sozialer Komplexität. Viele Institutionen, die unser Leben bestimmen, sind das Ergebnis menschlichen Zusammenwirkens ohne einen bewussten Plan, so zum Beispiel Privateigentum und Geld, ohne die unsere heutige Zivilisation undenkbar wäre.

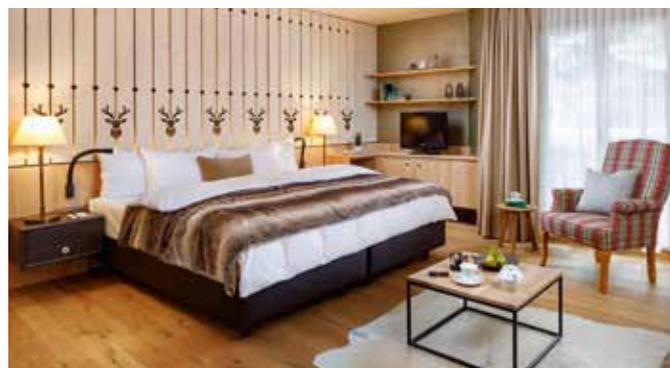
Arrangements und Spielregeln

Hayek ist wie sein Freund Karl Popper ein Verfechter der offenen Gesellschaft, die sich tastend fortentwickelt, statt mit einem grossen Wurf ihre finale Form zu finden. Der Respekt vor der Komplexität des gesellschaftlichen Gefüges und vor der in Form der bestehenden Regeln und Traditionen geronnenen Erfahrung spricht für Behutsamkeit beim Neudesign und gegen soziale Grosseperimente. Stattdessen braucht es Bedingungen, die für den institutionellen Fortschritt günstig sind. Diese liegen im Wettbewerb um die besten Arrangements und Spielregeln, was wiederum für Subsidiarität und föderale Strukturen spricht.

In der Europäischen Union streben massgebliche Kräfte derzeit in die umgekehrte Richtung. Unter dem Motto «Mehr Europa» wird die Zentralisierung immer neuer Kompetenzen auf Unionsebene vorangetrieben. Abgesehen vom Machtstreben der dort tätigen Akteure sind die damit ins Auge gefassten finalen Ziele meist wenig kontrovers (Frieden, Wohlstand, Gerechtigkeit). Aber sie werden oft mit Instrumenten verfolgt, die sich mit den Ordnungsprinzipien einer freien Gesellschaft nicht vertragen, sondern von oben nach unten wirken und so auf Dauer nur Enttäuschungen produzieren.

Darin liegt kein EU-spezifisches, sondern ein generelles Problem: Statt Bedingungen für eine progressive Ordnung (Herbert Giersch) zu schaffen, verfällt man einem grenzenlosen politischen Machbarkeitsglauben und verordnet ökonomische Wunschergebnisse. Das hat gravierende Folgen: Das Streben nach Einzelfallgerechtigkeit geht auf Kosten der abstrakten Regeln, ohne die ein Rechtsstaat nicht bestehen kann. Das ist das grosse Thema von Hayeks «Verfassung der Freiheit», deren deutsche Ausgabe vor fünfzig Jahren erschienen ist. Kaum ein Buch könnte heute aktueller sein.

Stefan Kooths ist Direktor des Forschungszentrums Konjunktur und Wachstum am Institut für Weltwirtschaft in Kiel, Professor für Volkswirtschaftslehre an der BSP Business School Berlin und Vorsitzender der Friedrich A. von Hayek-Gesellschaft.



VIP-Arrangement Hotel «Piz Buin», Klosters Wanderlust und Hochgenuss

Erleben Sie die perfekte Kombination im Bündnerland:
Wandern und Geniessen! Das Vier-Sterne-Superior-Hotel «Piz Buin»
im Herzen von Klosters erfüllt alle Voraussetzungen für ein
Rundum-Wohlfühlerlebnis.

Direkt an der Landquart und nur wenige Gehminuten vom Bahnhof und der Gotschna-Parsenn-Bergbahn entfernt, empfängt das Hotel «Piz Buin» seine Gäste. Hier dominiert der Alpen-Chic: Es erwarten Sie grosszügige Zimmer mit eigenem Balkon und traumhaftem Ausblick auf die Bündner Bergwelt.

Tiefblaue Bergseen, rauschende Wasserfälle und sonnige Seitentäler – die Umgebung bietet das ideale Refugium für herrliche Wanderungen. Gastgeber Jean-Claude Huber und sein Team verraten Ihnen gerne persönliche Lieblingsrouten und arrangieren auf Wunsch ein Lunch-Paket.

Entspannung finden Sie im grosszügigen Wellness- und Spa-Bereich mit Sauna, Dampfbad, Erlebnisduschen, Himalajasalz-Raum, Massageangebot sowie im Hallenbad samt Whirlpool.

Auch kulinarisch zählt das «Piz Buin» zu den besten Adressen. Im «Bär's»-Restaurant werden Sie nach einem Tag an der frischen Luft mit ausgesuchten Köstlichkeiten verwöhnt. Dazu werden erlesene Tropfen aus dem hauseigenen Weinkeller kredenzt.



Platin-Club-Spezialangebot

**Exklusiv für Weltwoche-Abonnenten:
«Wandern und Geniessen»
im Hotel «Piz Buin», Klosters.**

Leistungen:

- 2 Übernachtungen im «Studio Alpenchic» mit Balkon und inklusive Frühstück
- Willkommensgetränk
- 3-Gang-Dinner für Gipfelstürmer (1. Abend)
- Individuelle Wander-Tipps
- Vergünstigte Bergbahntickets
- Nutzung Spa- und Wellness-Bereich
- Kostenloser ÖV in Klosters und Davos

Spezialpreise (für zwei Personen):

Mid-Week: Fr. 590.– (statt Fr. 740.–)
Weekend: Fr. 720.– (statt Fr. 900.–)

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement unter
Tel. 081 423 33 33 oder per E-Mail
an info@pizbuin-klosters.ch.
Bitte Kennwort «Weltwoche» angeben.
Gültig vom 11. Juni bis 8. Juli und 16. August
bis 17. Oktober 2021. Limitiertes Kontingent.

Veranstalter:

Hotel «Piz Buin», Klosters
www.pizbuin-klosters.ch

www.weltwoche.ch/platin-club

«Nach der Pandemie ist vor der Pandemie»

Wird wohl nichts aus dem unbeschwerten Sommer.



Pingsten liegt, gelobt sei der Herr, hinter uns. Jetzt steuern wir die nächste Zielmarke an, die Sommerferien. Gesundheitsminister Jens Spahn sagte der *Bild am Sonntag*: «Für einen unbeschwerten Sommer müssen wir die Inzidenz weiter senken. Im vergangenen Sommer lag sie unter zwanzig.» Und das, so der Minister, «sollten wir wieder anstreben».

Stimmt. Im vergangenen Sommer lag die bundesweite Inzidenz – das ist die Zahl der gemeldeten Infektionen im Laufe von sieben Tagen, bezogen auf 100 000 Einwohner – unter zwanzig. Und es sah danach aus, als wäre die Corona-Pandemie vorbei oder zumindest so weit im Griff, dass «wir» bald wieder in die «alte Normalität» zurückkehren könnten. Spätestens zu Weihnachten sollte alles wieder so sein wie vor dem Ausbruch der Pandemie, versicherten uns Experten und Politiker, vorausgesetzt, wir würden uns noch ein paar Wochen zusammenreissen, soziale Kontakte meiden, Abstand zueinander halten – ausser im morgendlichen und abendlichen Berufsverkehr – und alle Anweisungen des Robert-Koch-Instituts und einer ad hoc gebildeten «Konferenz der Ministerpräsidenten der Länder und der Bundeskanzlerin» befolgen, die alle zwei, drei Wochen zusammenkam, um über eine «gemeinsame Strategie» gegen die Pandemie zu beraten. Aber der Sommer ging vorbei, und die Pandemie blieb, die Inzidenzzahlen schossen in die Höhe, und statt der versprochenen «Erleichterungen» gab es weitere Einschränkungen im privaten und öffentlichen Leben.

Ende vergangenen Jahres konzentrierten sich alle Hoffnungen auf die Entwicklung der Impfstoffe. Unvergessen der Auftritt der Präsidentin

der Europäischen Kommission, Ursula von der Leyen, am 16. Dezember im Plenum des Europäischen Parlaments kurz vor der Zulassung des Wundermittels von Biontech durch die Europäische Arzneimittel-Agentur EMA: «Lassen Sie uns so bald wie möglich mit den Impfungen beginnen, gemeinsam, als 27, mit Impfstart am selben Tag. So wie wir gemeinsam durch diese Pandemie gegangen sind, sollten wir auch bei der Ausrottung dieses grausamen Virus gemeinsam und geschlossen vorgehen.» Man habe, versicherte die Präsidentin, «mehr als genug Dosen für alle Menschen in Europa gekauft», mit Hilfe des Unicef-Programms Covax «werden wir unsere Nachbarn und Partner in aller Welt unterstützen können, so dass niemand zurückgelassen wird».

H heute, fast ein halbes Jahr später, wissen wir, dass Ursula von der Leyen entweder eine Vision hatte, die sie herbeireden wollte, oder die Unwahrheit sagte, was praktisch auf das Gleiche hinausläuft. Anfang Februar nannte die Kanzlerin als Ziel, «allen Bundesbürgern bis zum Ende des Sommers am 21. September ein Impfangebot zu machen». Ein «Impfangebot» ist keine Impfung, hört sich nur so an wie das Versprechen «Solange der Vorrat reicht» bei Bademoden im Sommerschlussverkauf.

Die Bilanz zum 20. Mai sieht so aus: 32,6 Millionen Erstgeimpfte, von denen etwa 11 Millionen auch die Zweitimpfung bekommen haben, was einer Impfquote von 39 beziehungsweise 13 Prozent entspricht. Der «unbeschwerte Sommer», den der Gesundheitsminister in Aussicht stellt, hängt, wie gesagt, von einer Inzidenz unter zwanzig ab, die aber nur erreicht werden

kann, wenn «durchgeimpft» wird. Dafür aber reicht der Impfstoff nicht aus. Ein Teil muss für Schüler zurückgelegt werden, die nach den Sommerferien geimpft werden sollen, damit die Schulen wieder öffnen können. Man rechne aber damit, so der Gesundheitsminister, dass die Spiele der neuen Bundesliga-Saison mit Publikum stattfinden können statt wie bis jetzt vor leeren Rängen. Das sei durchaus «realistisch».

E in Jammer, dass mir Fussball so egal ist wie der Wasserstand der Mosel zwischen Konz und Trier. Handball, Volleyball, Völkerball, Tennis, Golf und alle anderen Sportarten ebenso. Mir wäre schon geholfen, wenn das Literatur-Café in der Fasanenstrasse wieder öffnen würde und ich bei Aldi keine Maske tragen müsste. Nach anderthalb Jahren Leben im Daueralarm stelle ich bei mir eine gewisse Abstumpfung fest. Nachrichten höre ich nur einmal am Tag und vergesse sofort, was ich gehört habe. Ich bin auch nicht der Einzige, der die Übersicht darüber verloren hat, was gerade erlaubt und was verboten ist. So geht es allen in meiner Umgebung. Der Optimismus, den der Gesundheitsminister verbreitet, sein Gerede vom Licht am Ende des Tunnels, ist so überzeugend wie das Pünktlichkeitsversprechen der Deutschen Bahn.

Einzig auf die Kanzlerin ist Verlass. Zur Eröffnung der Jahrestagung der Weltgesundheitsorganisation (WHO) sagte Merkel: «Diese Pandemie ist noch nicht bewältigt; und sie wird auch nicht die letzte sein.» Sie warb für einen internationalen Pandemievertrag, damit die Staaten besser vorbereitet sind, wenn es wieder losgeht. «Nach der Pandemie ist vor der Pandemie.»

Gegen Dogmen

Nr. 20 – «Sommarugas Krieg gegen die Wirtschaft»
Hubert Mooser über das CO₂-Gesetz

Emotionslegasthenikerin Sommaruga und Parteifreund Berset zelebrieren in harmonischer Zweifaltigkeit die Ächtung schweizerischer Grundwerte.

Peter Meier, Volketswil

Es muss erlaubt sein, sich kritisch zum Thema CO₂ zu äussern, zumal es nicht nur um die bis auf weiteres unbewiesene CO₂-Theorie geht. Denn es liegt nun ein Gesetz vor, das bei Zustimmung am 13. Juni das Potenzial hat, zu einem teuren Irrläufer zu werden. CO₂-Dogmen und -Sektierertum, wie derzeit insbesondere von Politikern vertreten, sind schlechte Ratgeber.

Hanspeter Bornhauser, Bedano

Weniger Ertrag

Nr. 20 – «Heilmittel Pestizide»
Beat Gygi über den Pflanzenschutz

Ohne Behandlung der Gewächse ist nur ein geringer Ertrag zu erwarten – und zwar weniger als 30 Prozent. Da müssen die fehlenden Nahrungsmittel importiert werden, die mit Pflanzenschutz behandelt sind. Ich frage mich: Sind denn so viele Menschen am Verblöden, solchen Mist zu befürworten? Ein Beispiel aus vergangener Zeit: Grosse Flächen von Reben wurden durch die Reblaus vernichtet und waren nicht mehr vorhanden. Erst mit dem neuentwickelten Pflanzenschutz konnten die Rebberge wiederaufgebaut werden. Es ist ungeheuerlich, dass man mit der Pestizid-Initiative die Landwirte um ihre Existenz bringen will.

Heinrich Frei, Weinfelden

Wie im Film «Matrix»

Nr. 20 – «Marionette Mensch»
Wolfgang Koydl über den freien Willen

Vielleicht befinden wir uns nur einfach in einem dreidimensionalen Videospiele wie im Film «Matrix». Die Spieler sitzen ausserhalb, und unser Spatzenhirn merkt das nicht. Wenn die Spieler wieder mal die Computer einschalten, ist das für unser Begriffsvermögen wahrscheinlich der «Urknall». Das Zeitempfinden und der Realitätssinn des Homo sapiens auf diesem Planeten sind sicher nicht das Mass aller Dinge!

Peter Michel, Sisikon

Olivenbaum

Nr. 19 – «Er ist nur ein bisschen gestorben, hoffe ich»
«Sehnsuchtsorte» von Michael Bahnerth

Bitte nehmen Sie mich mit in die Heimat Ihres Olivenbaumes, wo ich, auf der kargen Erde sitzend, an den Stamm eines Olivenbaums gelehnt, weit über das tiefblaue Meer hinaus bis zum Horizont blicken kann, erfüllt vom lebendigen Bewusstsein meines freien göttlichen Seins. Hoffentlich sind wir alle nur ein bisschen gestorben in dieser schrecklichen Zeit.

Marlies Bärtschi, Magliaso

Perfekter Wagen

Zur Auto-Berichterstattung

Ich habe schon viele schöne Autos besessen, aber noch nie einen neuen «Luxusschlitten» gekauft. Der Grund ist einfach: die erste Amortisation! Darum fehlt meiner Ansicht nach auch ein wesentlicher Teil in Ihren Berichten: Was ist so ein Bentley «B» oder die neue Mercedes-

S-Klasse nach drei Jahren noch wert? Wahrscheinlich ist das den potenziellen Käufern dieser Fahrzeuge egal, aber vielleicht könnte man die Leser auch einmal darauf aufmerksam machen, dass so ein Fahrzeug nach drei Jahren vermutlich nur noch die Hälfte des Neupreises kostet und man nach zehn Jahren wahrscheinlich den immer noch perfekten Wagen für 10 bis 20 Prozent des Neuwagenpreises kaufen kann. Und das Schönste ist dann: Man fährt einen «Luxusschlitten», ohne die Amortisation einrechnen zu müssen.

Peter Rau, Schöfflisdorf

Falsche Klientel

Nr. 20 – «Tod am Zürichberg»
Thomas Renggli zur Tragödie um einen Kardiologen

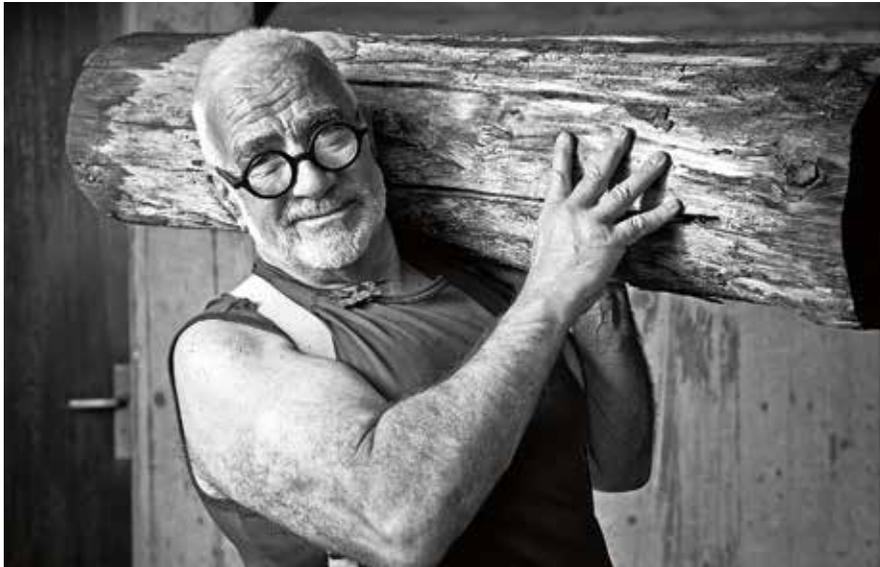
Die chaotischen Besetzer des Koch-Areals in Zürich Albisrieden lässt man seit Jahren gewähren. Sie belästigen zwar das Umfeld mit Lärm und Littering sowie durch aggressives Verhalten. Doch zählen diese Chaoten zur gehätschelten Klientel des rot-grünen Stadtrats. Brutal im Gegensatz dazu wurden gegen den kompetenten, jedoch verschuldeten Kardiologen am Zürichberg Scharfschützen aufgeboden. Denn Ärzte gehören nicht zur Klientel von Rot-Grün. Die Verantwortlichen des komplett aus dem Ruder gelaufenen Polizeieinsatzes müssen bestraft werden.

Jürg Streuli, Wetzikon

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Werner Kieser (1940–2021)
Robert Marchand (1911–2021)



«Ich bin ein eliminativer Materialist»: Unternehmer Kieser.

Die Medien nannten ihn «Muskelpapst». Doch Werner Kieser war weit mehr als der berühmteste Fitnesstrainer des Landes. Im Alter von 60 Jahren begann er ein Philosophiestudium und schloss es mit 72 ab. Wer das Vergnügen hatte, ihn persönlich zu kennen, erlebte einen weltoffenen, interessierten Menschen, der auch über sich selber lachen konnte. In einem Interview sagte er vor zehn Jahren: «Ich halte es mit Schopenhauer, der empfahl, den Geist zu trainieren. Als älterer Mensch kann ich nicht mehr so viel Sport treiben, wie ich möchte. Das Hirn aber ist auch im Alter trainierbar. Und das führt zu besserer Lebensqualität vor dem Abgang. Lernen ist Muskeltraining für den Geist.»

Das Geld aber verdiente Kieser mit Muskelkraft – oder besser: mit der Trainingsgrundlage dazu. Auf dem Höhepunkt umfasste sein Imperium über 160 Filialen und Lizenzbetriebe in der Schweiz, Deutschland, Österreich, Spanien, Tschechien, Singapur und Australien.

Eigentlich hätte alles ganz anders kommen sollen. Wie sein Vater und Grossvater absolviert Werner Kieser in Bergdietikon eine Schreinerlehre. Seine grosse Leidenschaft galt dem Boxen. Als er sich eine Rippenfellquetschung zuzog, riet ihm ein Kollege zum Krafttraining mit Hanteln. Schnell wurde der Faustkämpfer wieder fit – und etablierte ein Geschäftsmodell. Er schraubte im Eigenversuch Geräte zusammen, immer mit dem Ziel, den Körper behutsam zu stärken und sich auf das Wesentliche zu beschränken.

Im Gegensatz zu den Konkurrenzbetrieben waren Kieser-Studios spartanisch eingerichtet. Saunalandschaften und Wellness-Zonen suchte man vergeblich. Seine Philosophie: «Kraft hält uns aufrecht – körperlich und geistig.» Trotz dem Hang zu philosophischen Exkursen hielt er wenig von Esoterik: «Ich bin ein bekehrungs-resistenter Atheist und eliminativer Materialist.»

Zu Beginn kam sein Geschäft nur schleppend voran. Kieser war in den 1960er Jahren mit der richtigen Idee in der Schweiz (noch) am falschen Ort. Erst als die Fitnesswelle aus den USA nach Europa überschwappte, änderte sich das. Entscheidend war die Begegnung mit seiner späteren Frau Gabriela – einer angehenden Ärztin mit grossem wirtschaftlichem Gespür. Kieser: «Erst als ich Gabriela kennenlernte, ging es mit den Fitnesscentren aufwärts.» Auch Werner Kieser war ein ausgezeichnete Verkäufer in eigener Sache und spannte die Medien gekonnt als Überbringer seiner Botschaft ein.

Die wohl grösste Leistung gelang ihm 2017, als er das Unternehmen an seinen Geschäftspartner Michael Antonopoulos verkaufte und das nicht selten existierende Problem der Nachfolgeregelung gekonnt löste. Am Training hielt er auch als Pensionär fest. Noch vergangene Woche besuchte er das Kieser-Training-Studio in Zürich Enge. Am 19. Mai erlag er in seinem Haus am Zürichberg überraschend einem Herzversagen. Seine Trainingsphilosophie aber lebt weiter. *Thomas Renggli*

Im Februar 2012 stellte er seinen ersten Weltrekord auf und wurde berühmt. Fünf Jahre später folgte der zweite. Ihm blieben vier weitere Jahre, um den Ruhm zu geniessen. Am Samstag ist Robert Marchand gestorben. Sein Herz, das als Wunder galt, hörte auf, zu schlagen. Er war 109 Jahre alt.

Den ersten Rekord stellte er auf der Rennbahn des Centre Mondial du Cyclisme in Aigle auf. Der Weltverband hatte eigens für ihn Stundenweltrekorde der Kategorie «100+» offiziellisiert. Marchand brauchte vier Tage, um sich – achtzig Jahre nach seiner letzten Fahrt auf einer Bahn – an das Oval zu gewöhnen. Dann legte er in 60 Minuten – auf dem in den Kurven nicht überhöhten unteren Bahnstreifen «Côte d’azur» fahrend – 24,251 Kilometer zurück. Puls 110 – «Ich wollte nicht übertreiben, deshalb fahre ich auch seit Jahren nie mehr als 100 Kilometer am Tag». Er war gut beraten und setzte 2017 mit 22,547 Kilometern auch die erste Marke der «105+»-Kategorie.

Robert Marchand fuhr sein erstes Rennen 1926 – weil er zu jung war unter falschem Namen. Und weil er mit 1,51 Metern zu klein war, wollte ihn danach kein Klub aufnehmen. In seinem Leben war er vieles, unter anderem auch Zuckerpflanzer in Venezuela, Holzfäller in Kanada, Gemüsebauer, Schuhverkäufer, Weinhändler. Er war während 77 Jahren Witwer, erlebte 98 Tours de France hautnah oder aus der Ferne und 27 Präsidenten. Und er war bis zuletzt überzeugter Kommunist. Noch vor einem Jahr machte er in seinem Wohnort Mitry-Mory aktiv Wahlkampf.

Für viele ergraute Hobbysportler (auch für mich) wurde Robert Marchand zum Vorbild. Noch habe ich ein Vierteljahrhundert Zeit, um mich auf den Angriff auf seinen Weltrekord vorzubereiten. *Martin Born*



Vorbild: Rad-Ikone Marchand.

Die Corona-Ökonomie erwacht

Die Epidemiopolitik hat horrende Belastungen gebracht, weil die Kosten-Nutzen-Frage tabu war.



Die Ökonomie hat in der Corona-Zeit nicht einen besonders starken Eindruck gemacht, vor allem im Vergleich mit der Epidemiologie. Natürlich, wenn es um Leben und Tod geht, ist die Frage nach Nutzen und Kosten für viele tabu, da heisst es: Leben retten um jeden Preis, voller Einsatz, nicht fragen, wieweit sich dies lohnt. Während der Coronapandemie war das die vorherrschende Stimmung in der Politik und der Öffentlichkeit. Nur vereinzelt kamen ab dem ersten Shutdown im März/April 2020 Fragen nach den Kosten der Epidemiemassnahmen auf – und damit die Frage nach dem umfassenderen Nutzen-Kosten-Verhältnis.

Antworten darauf wären am ehesten von der Ökonomie zu erwarten gewesen, das ist ja ihr Kerngeschäft. Das Thema blieb jedoch vernachlässigt. Die Frage, wie viel die Rettung eines Menschenlebens oder der Gewinn eines Lebensjahres kostet oder kosten darf, wo die Verhältnismässigkeit aufhört, wurde nur vereinzelt aufgebracht, etwa vom Basler Gesundheitsökonom Stefan Felder.

Jetzt wird diese Debatte breiter geführt, die Corona-Ökonomie erwacht. Die an der Universität Luzern tätigen Gesundheitsökonom Konstantin Beck und Werner Widmer haben ihr 2020 erschienen Buch «Corona in der Schweiz» aufdatiert und zu einer Art Bilanz der Pandemiezeit ausgebaut. Ihr Befund, kurz gesagt: Die Politik hat mit ihren Massnahmen horrende Kosten erzeugt, wenn man diese mit dem Nutzen daraus vergleicht.

Auf der Kostenseite stehen die im Gesundheitssystem angefallenen Corona-Kosten plus

die Staatshilfen wie Kurzarbeit, Garantien für Überbrückungskredite, Erwerbsausfallentschädigung, spätere Notfallmassnahmen, dazu private Kosten – alles in allem in der Höhe von vielleicht 100 bis 120 Milliarden Franken.

Und was steht auf der Nutzenseite? Im Prinzip der Gesundheitsschutz, vor allem der Wert der durch die Massnahmen gewonnenen Lebensjahre. Die Autoren rechnen zehn Varianten durch mit unterschiedlichen Annahmen zu Altersverteilung, Lebenserwartung, Mehrfacherkrankungen, Sterblichkeit et cetera. Und nur bei einer einzigen Variante erscheint der Nutzen grösser als die Kosten: unter der Annahme, dass Covid tödlich sei auch für rundum Gesunde. Bei allen anderen Varianten liegt der Nutzen 40 bis gut 100 Milliarden Franken unter den Kosten. «Vernichtend», lautet das Urteil von Beck und Widmer.

Aber es gibt doch die Ökonomie-Experten-gruppe der Bundes-Covid-Task-Force, heute unter der Leitung des Lausanner Ökonomieprofessors Marius Brühlhart. Was sagt diese? Nicht viel. Die hoheitlich eingebundenen Ökonominen und Ökonomen wichen einer gründlichen Beurteilung der Corona-Politik und einer Debatte darüber aus. Sie fuhren einen Kuschelkurs.

Anfang 2021 dann legten sie auf Anfrage der Verwaltung «eine volkswirtschaftliche Analyse der Taskforce über die Notwendigkeit und die Konsequenzen der bisher beschlossenen Massnahmen» vor. Sie konzentrierten sich dabei auf die Frage, welche Shutdown-Massnahmen Anfang 2021 wie sinnvoll seien. Der erste Teil der Pandemie blieb also ausgeblendet. Die An-

nahmen sorgten dafür, dass der Wert der gewonnenen Lebensjahre und damit der Nutzen hoch ausfielen. Und Staatshilfen sahen sie auch als Investitionen. So kamen sie zu einem positiven Nutzen-Kosten-Verhältnis und gaben den bundesrätlichen Massnahmen gute Noten.

Im Gesundheitswesen ist das Abwägen zwischen konkurrierenden Zielen unumgänglich: Geld für die eine Behandlung fehlt beim anderen Patienten. Dieses Bewusstsein ging in der Pandemie unter. Corona riss alles an sich, als ob da Kosten, Budgetgrenzen, Knappheiten keine Rolle spielten. Die Ökonomen haben wenig getan, um den Epidemiologen und Virologen Grenzen aufzuzeigen und klar zu machen, dass Kostenbewusstsein nötig ist zum Entscheiden.

Impfung gegen Inflation

«Die Inflation lebt», «Börsen in der Inflationsfalle», «Joe Biden und das Gespenst der Inflation»: Das sind einige Schlagzeilen der jüngeren Zeit. In den USA stieg die Inflationsrate auf 4 Prozent, Europa erlebt einen kräftigen Anstieg. Könnte nun also doch eine Preissteigerungsspirale entstehen, die der Kontrolle der Zentralbanken irgendwann entgleitet? Die Experten betonen oft, die Entwicklung der Inflation sei eine Frage der Erwartungen der Leute. Sobald sich der Mainstream auf steigende Preise einstelle und das Geld lieber heute als morgen ausbebe, entstehe Auftrieb. Viele stecken sich dabei gegenseitig an. Kann man sich davor schützen, gibt es eine Art Impfung? Ja. Es ist der technische Fortschritt, der viele Güter laufend günstiger macht. Der Hauptlieferant dieser Impfstoffe ist seit langem China.

LITERATUR UND KUNST

Der amerikanische
Zeichner Will Eisner
war der Balzac
der Comics.
Wolfram Knorr, Seite 58

Herausgegeben von Daniel Weber

Françoise Gilot, French Window in Blue, 1939
— Sie sah, als sie achtzehn Jahre alt war, durch die Fenster ihrer Seele vielmehr ihre Träume als die Wirklichkeit. Ihr Traum waren die Bilder, die in ihr drin immer mehr an Wirklichkeit gewannen. Schöne Bilder, voller Licht und Farbe, Weite und Geborgenheit. Ihre Seele war kein Schlachtfeld, wie die Welt es bald werden würde, sie war ein sanfter Teich voller Farben, in dem sich die Sonne spiegelte und all die flüchtige Romantik der Welt.

Dann kam der Krieg, das Sterben und die Verzweiflung, aber Françoise Gilot (geb. 1921) machte nicht mit. Sie kämpfte darum, dass ihre inneren Explosionen nicht zerstörten, sondern freisetzen. Dann lernte sie Picasso kennen, und es war für die Dauer, die eine Rose bis zum Verwelken hat, als ob er ihr die Fenster zu ihren Landschaften öffnete.

Es dauerte nicht lange, da wurden aus seinen Ratschlägen Zurechtweisungen; im Schatten des Genies verkümmerten ihre Bilder, und nach jeder Herabstufung stiegen die Zweifel an ihrer Kunst. Sie malte nicht mehr selbst, sondern liess sich nur noch von Picasso malen.

Sie verlor ihre Leichtigkeit, ihr Lächeln auch. Picasso, der nur sich selbst lieben konnte, meinte, sie brauche Kinder, damit sie sich als Frau vervollkommen könne. Sie gebar zwei, wurde Mutter, und Picasso behandelte sie fortan so.

Zehn Jahre hielt sie dieses Dasein aus als Wesen, das nie genügte. Dann erlosch das letzte bisschen Licht, das gegen seinen Schatten rang. Sie verliess ihn und wurde die einzige Frau in Picassos Leben, die das je tat. Dann verliess sie Frankreich, um Picassos Schatten ganz zu entfliehen.

Seine letzten Worte zu ihr waren: «Vergiss nie, dass du viele Männer mit meinen Nachteilen, aber keinen mit meinen Vorteilen treffen wirst.» Sie sagte nichts und machte nur jene Tür zu, hinter der eine Landschaft lag, die zu einem Schlachtfeld geworden war. Und wurde für den Rest ihres Lebens Malerin. *Michael Bahnerth*



Eine Landschaft, die zu einem Schlachtfeld geworden war.

Lehrjahre eines Warners

Fünf Jahre war George Orwell Kolonialbeamter in Burma.

Im Roman «Burmese Days» rechnete er schonungslos mit sich und seinesgleichen ab.

Oliver vom Hove

George Orwell: Tage in Burma.
Aus dem Englischen von Manfred Allié.
Dörlemann. 440 S., Fr. 39.90

Als George Orwell am 21. Januar 1950 mit nur 46 Jahren im University College Hospital in London starb, konnte er gewiss sein, dass sein Nachruhm in guten Händen lag. Nur fünf Wochen zuvor hatte er vom Spitalbett aus die junge Literaturredaktorin Sonia Brownell geheiratet. Von ihr, einer umtriebigen, editorisch bewanderten Schönheit, konnte er erwarten, dass sie, schon im eigenen Tantiemeninteresse, viel für die Verbreitung seines Werks unternehmen würde.

Tatsächlich hat sich Sonia Orwell mit ganzer Kraft für «Farm der Tiere» und «1984» eingesetzt, die beiden politisch wirkungsmächtigsten Werke ihres Mannes. Begünstigt durch die Stimmung im Kalten Krieg, gelang es ihr, beide Bücher zu Weltruhm zu katapultieren – zumindest in der westlichen Welt, denn jenseits des Eisernen Vorhangs war Orwell, dieser Entlarver totalitärer Denk- und Machtsysteme, der von den Machthabern meistgehasste Autor und wurde daher radikal unterdrückt.

Intellektuelle Empfindlichkeit

Umso nachdrücklicher war Orwells Propagierung als antikommunistisches Sprachrohr bei uns. Zweifellos bebte in seiner 1944 entstandenen Revolutionssatire «Farm der Tiere» noch das Entsetzen des Autors über den längst ruchbar gewordenen, von den Alliierten aber aus Gründen der Kriegstaktik und Bündnistreue verschwiegenen stalinistischen Staatsterror nach. Doch spätestens seine vier Jahre nachher entstandene Horrorvision «1984» zeigte ihn als hellsichtigen Warner vor der Entindividualisierung in modernen Massengesellschaften, in denen politische Manipulation und die Überwachung von Privatsphäre, Bewusstsein, Sprache und Gedächtnis unweigerlich zur Etablierung totalitärer Systeme führen. Diese Gefahr droht dem liberalen Staat laut dem Urteil Orwells von rechts wie

von links. Er, der Mitarbeiter der BBC und des britischen Geheimdiensts im Propagandakrieg gegen Nazideutschland, verlängerte seine Erfahrungen mit Faschismus und Kommunismus in eine schlimmstmögliche Zukunft.

Woher stammte die intellektuelle Empfindlichkeit gegenüber Unterdrückung und Machtmanipulation bei einem Autor, der, 1903 als Kind des britischen Empire in Bengalen geboren, mit bürgerlichem Namen Eric Arthur Blair hiess und sich als Schriftsteller auf Wunsch seines Verlegers George Orwell nannte? Prägend waren gewiss zunächst die von starken Reglementierungen gezeichneten Jugendjahre als Stipendiat aus ärmlichen Verhältnissen in einer englischen Privatschule. In dem zu seinen Lebzeiten nie veröffentlichten Text «Such, Such Were the Joys» schilderte er die Internatsjahre als demütigendes Martyrium, mit einer Internatsleiterin, die als Despotin jene machtlüsternen Charakterzüge aufweist, wie sie später seine Erfindung des «Grossen Bruders» in «1984» kennzeichnete.

Etwas gemässiger ging es für ihn in der Eliteschule Eton zu, wo er freilich mit einem Stipendium als King's Scholar ebenfalls die Herablassung der im englischen Klassensystem Bessergestellten zu spüren meinte. Dem Schriftsteller George Orwell blieb aus solchen Erfahrungen das Gefühl für die durch soziale Zwänge bedrohte Individualität erhalten – und für die Ohnmacht der Armen.



Nachdem ihm das Studium aus Geldmangel verwehrt blieb, verdingte sich Eric Blair als Zwanzigjähriger gemäss väterlichem Vorbild für fünf Jahre Kolonialdienst als Polizeioffizier in Burma. Hier kam er mit der geballten Macht des britischen Imperialismus in Berührung. Die wichtigste Erfahrung, die ihn seine Teilnahme an dem rigiden Unterdrückungssystem lehrte, war, dass das System in ausgeklügelten Formen auch die Machthaber unterdrückte. Die fortwährende Selbstbehauptung als Eroberer und Repräsentant des Empires liess zersetzende Kräfte frei, die häufig in Gewalt,

Die Manipulation der Sprache ist jene Prophezeiung Orwells, die sich am nachhaltigsten erfüllt hat.

Zynismus, Hass und selbstzerstörerische Rauschgiftsucht mündeten.

In seinen ersten Erzählungen – «Einen Mann hängen», «Einen Elefanten erschiessen» –, vor allem aber im 1935 erschienenen Roman «Tage in Burma» rechnete der Autor später gnadenlos mit sich und seinesgleichen ab, die als Vorposten des Empires den Imperialismus gestützt hatten. Eine neue deutsche Übersetzung von «Burmese Days» lenkt das Interesse der Leser wieder auf dieses frühe Werk Orwells und damit auf ein Land, das bereits vor Jahrzehnten von den mit harter Hand regierenden Militärmachthabern im Rückgriff auf vorkoloniale Zeiten Myanmar genannt wurde.

In Oberburma, wie der Teil des südostasiatischen Landes zu Kolonialzeiten hiess, war Orwell als stellvertretender Polizeichef stationiert: in dem oberhalb von Mandalay gelegenen Städtchen Katha, das er als Kyauktada zum Schauplatz seines in den zwanziger Jahren handelnden Romans machte. In der heissen, klebrigen Luft des Ortes führen sich die britischen Kolonialoffiziere als Herren der Welt auf, umschwirrt von dienstbaren Geistern, unterwürfigen Prostituierten und mit allen Korruptionswässern gewaschenen Kollaborateuren. Kaltschnäuzige Despotie auf britischer



Die Wirkungsmacht der modernen Tyrannis: Schriftsteller Orwell, 1941.

und mühsam unterdrückte Aufsässigkeit auf einheimischer Seite herrschen vor.

Zentrale Figur ist der 35-jährige Engländer John Flory, der sich als Teakholz-Händler schon allzu lange in dem Distrikt aufhält und von dem Klima ebenso zermürbt ist wie von Schwermut, Langeweile und Alkohol. Für sinnliche Bedürfnisse hält er sich eine einheimische Mätresse, die er sogleich verlässt, als eine junge Engländerin in dem Stützpunkt auftaucht, in die er sich – letztlich ohne Aussicht auf Erfolg – verliebt. Im Übrigen verbringt Flory seine Freizeit in der wenig abwechslungsreichen Geselligkeit, die ihm der Europäische Klub bietet. Dort sprechen die verrotteten britischen Haudegen von den Burmesen meist nur als von «Niggern» und «schwarzen Schweinen». In diesen Klub aufgenommen zu werden, wird

von höhergestellten Einheimischen dennoch als heiss begehrte Nobilitierung angesehen. Den Wunsch äussert auch der Arzt Dr. Veraswami, ein Inder, der mit der Missachtung der Einheimischen zu kämpfen hat. Mit dem gebildeten Mediziner vermag Flory die einzigen angeregten Gespräche zu führen, die sich zu meist um die britische Kolonialmacht drehen. Dabei erweist sich der Arzt als unerschütterlicher Bewunderer der fremden Macht und ihrer zivilisatorischen Errungenschaften, sehr im Gegensatz zum tief enttäuschten Engländer, der sich zum Entsetzen des Gesprächspartners heftig über die schönfärberische Darstellung echauffiert, «dass wir hier sind, um unseren armen schwarzen Brüdern die Segnungen der Kultur zu bringen, und nicht um sie auszuplündern. [...] Wir Engländer in In-

dien könnten beinahe erträglich sein, wenn wir nur zugeben würden, dass wir Diebe sind, und dann weiterstehlen ohne das ganze Getue.»

Als Gegenspieler des indischen Arztes tritt der bei den Einheimischen gefürchtete Distriktrichter U Po Kyin auf, ein fetter und skrupelloser Magistrat, der um sich ein System von Unterwürfigkeit und Korruption aufgebaut hat. Ihn lässt Orwell sich an die Tage seiner Kindheit erinnern, «wie er den Einmarsch der siegreichen britischen Truppen verfolgte. Er spürte noch den Schrecken, den diese Kolonnen mächtiger rindfleischgenährter Menschen ihm eingejagt hatten, rotgesichtig und rotberockt, mit den langen Gewehren über der Schulter und dem schweren, rhythmischen Stampfen ihrer Stiefel. [...] Mit seinem Kinderverstand hatte er begriffen, dass seine Landleute gegen eine solche Rasse von Riesen keine Chance hatten.»

Clochard in Paris

Manfred Allié's neue Übersetzung ist genauer, penibler, zuweilen auch umständlicher und weniger gelenkig als die bisherige von Susanna Rademacher. «Gegen das Schicksal kann man sich nicht wappnen», heisst es etwa bei Allié für Orwells Originalsatz «There is no armour against fate». Unvergleichlich eleganter hingegen hat es Rademacher formuliert: «Es gibt keinen Schutz gegen das Schicksal.»

1927 quittierte Eric Blair nach fünf Jahren seinen Dienst in Burma. Er wagte die bruske Abkehr von den Karrierezwängen einer typisch englischen Elite-Sozialisation, trieb sich als Clochard in Paris herum und sah dann 1937 als republikanischer Kämpfer gegen die Franco-Faschisten in Spanien mit Abscheu den Verrat der stalinistischen Kommunisten an jenen trotzkistischen Verbündeten, denen er sich angeschlossen hatte («Mein Katalonien»). Damals entwickelte er die Grundidee, Stalin und seine Machtmethode am Beispiel des Ebers Napoleon in «Farm der Tiere» satirisch zu entlarven.

Orwell hat, vor allem in seinem in der Einsamkeit eines Farmhauses auf der Hebrideninsel Jura entstandenen Hauptwerk «1984», die Wirkungsmacht der modernen Tyrannis offengelegt, ihren methodischen Terror der Massenunterdrückung und Meinungsgängelung, die subtile Technik, ein selbständiges Bewusstsein an die Kandare des «Grossen Bruders» zu legen. «Will man herrschen, und dies auch in Zukunft tun, muss man den Realitätssinn verrücken können», lautet die Erkenntnis aus «1984».

Zweifellos ist die Manipulation der Sprache jene Prophezeiung Orwells, die sich am nachhaltigsten in unserem politischen und wirtschaftlichen Alltag erfüllt hat. Sie bedroht mehr denn je die Mündigkeit des Bürgers, jenen fortgesetzten Auftrag der Aufklärung, von dem aus auch Orwell die Distanzen zu seiner Schreckensschau möglicher Zukunftsbilder vermessen hat.

Gesellschaft

Nichts Neues unter der Sonne

Linus Reichlin

Dass es nichts Neues mehr unter der Sonne gebe, dachten ältere Leute schon immer. Aber noch nie dachten es so viele. Während früher die meisten Menschen starben, bevor sie das Gefühl hatten, alles schon zu kennen, leben heute 25 Prozent der Schweizer seit sechzig Jahren und länger. Das bedeutet, dass ein Viertel der Bevölkerung 70 Prozent aller Filme, die auf Amazon angeboten werden, schon einmal gesehen hat. Schlimmer noch: Ein Viertel der Bevölkerung hat auch die neuen Spielfilme irgendwie alle schon einmal gesehen, denn die erzählten Geschichten sind selten wirklich neu.

Ein Viertel der Bevölkerung hat demzufolge auch in der Buchhandlung *Déjà-vu-Erlebnisse*. Die Titel der Romane sind zwar jeweils neu, aber die Geschichten drehen sich stets um dasselbe: Familie, Beziehungen und Verbrechen. Und in keinem der neuen Romane steht etwas drin, was nicht schon in einem älteren Roman steht – es kann gar nicht anders sein! Denn es gibt nicht endlos viele mögliche Verbrechen, und auch die Liebe folgt einer bestimmten, endlichen Anzahl möglicher Verläufe.

Als ich jung war, bildete ich mir ein, das Verhaltensrepertoire des Menschen sei prinzipiell unendlich. Und die Romane, die ich las, gaben mir scheinbar recht: Denn fast jedes Buch behandelte ein für mich noch neues Thema. Jeder Film, den ich sah, sprach von etwas, was ich noch nicht kannte und von dem ich mir einreden konnte, dass auch niemand sonst es kannte. Doch jetzt, Jahrzehnte und zahllose Romane und Filme später, merke ich, dass der Erfindungsreichtum der Schriftsteller und Drehbuchautoren notgedrungen limitiert ist. Der Mensch ist nicht unbeschränkt interessant – wie also könnte es die Kunst sein?

Beschränktes Repertoire

Eine Freundin von mir, die seit dreissig Jahren als Psychotherapeutin arbeitet, sagte mir einmal, inzwischen habe sie alle psychischen Probleme, mit denen neue Patienten zu ihr kämen, in derselben oder in einer ähnlichen Form schon einmal gesehen. Man sollte meinen, das Feld seelischer Verirrungen sei riesig oder jedenfalls grösser, als dass es ein Therapeut in seiner Lebenszeit je ganz durchschreiten könnte. Aber das stimmt nicht. Die Grösse dieses Feldes reicht genau aus, um eine Therapeutin dreissig Jahre lang mit etwas zu überraschen, was sie noch nicht kennt. Aber nach diesen dreissig Jahren ist die Wundertüte leer. Ein Psychotherapeut, der 150 Jahre lang praktizieren würde, würde nach spätestens fünfzig



Immer wieder überwältigend: Cervelat vom Grill.

Jahren in eine existenzielle Langeweile geraten und zu den Medikamenten greifen, die er sonst nur in schweren Fällen verschreibt.

Mit steigender Lebenserwartung wird das Problem nicht besser werden. Stirbt man mit fünfzig, nimmt man die Illusion mit ins Grab, dass es noch so viele interessante Romane und Filme gegeben hätte und noch so viele einzig-

Eröffnen unsere dritten Zähne uns etwa «eine neue Sichtweise auf das Kauen»?

artige Erlebnisse mit anderen Menschen! Stirbt man hingegen mit achtzig, weiss man spätestens seit etwa zwanzig Jahren, wie beschränkt das Repertoire des Menschen ist. Man wäre schon ab sechzig verzweifelt, hätte man nicht immer und unbelehrbar die Hoffnung gehabt, dass vielleicht doch noch etwas Neues kommt: eine Begegnung von noch nie dagewesener Intensität, ein Film, der einem die Augen für etwas öffnet, das man bisher völlig übersehen hat. Vielleicht erlebt der eine oder andere ja dieses Wunder – aber die meisten blicken jeden Tag der Repetition ist Auge.

Immerhin führt der Weg zur Repetition über wunderbare Erlebnisse des Neuen. Als ich zum ersten Mal mit einer Frau schlief, fühlte ich mich, als hätte ich gerade die Fortpflanzung erfunden. Ich war sicher, dass noch niemals ein

Mensch vor mir etwas so Intensives empfunden hatte. Als ich später andere Frauen kennenlernte, staunte ich darüber, wie unterschiedlich sie waren. Das Leben war ein Füllhorn, gefüllt mit immer neuen Schwierigkeiten und Beglückungen. Doch mit vierzig lernte ich eine Frau kennen, mit der es dieselben Probleme gab wie mit zwei anderen Frauen vor ihr. Schlimmer noch: Es gab auch dieselben Beglückungen wie mit zwei Frauen vor ihr. Ich begann zu ahnen, dass man, wenn man älter wird, lernen muss, Repetitionen zu schätzen. Oder im besten Fall Varianten.

Doch glücklicherweise gibt es Dinge, die auch als *Déjà-vu* immer wieder überwältigend sind. Ein Bio-Cervelat vom Grill wird so lange immer wieder köstlich sein, bis man nur noch breiige Nahrung bei sich behalten kann. Eine neue Liebe mag bei genauer Betrachtung ähnlich sein wie eine andere Liebe vor ihr – aber man betrachtet es eben nicht auf diese Weise. Ein köstlicher Grill-Cervelat und eine schöne Liebe haben etwas Ewiges, das nicht der Abnutzung durch Repetition unterworfen ist. Die Freude darüber erneuert sich von selbst, beides ist praktisch etwas immanent Neues.

Permanentes Déjà-vu

Neben dem Essen und der Liebe bleibt einem Viertel der Bevölkerung allerdings wenig – einem Teil dieses Viertels bleibt auch oft nur das gute Essen. Was gäbe man dafür, in der Oper wie-



Männliche Weltverschwörung

Walter Hollstein

Susanne Kaiser: Politische Männlichkeit.
Edition Suhrkamp. 268 S., Fr. 26.90

Uns allen steht eine grosse Gefahr ins Haus. Nein, nicht die Pandemie; nein, auch nicht der Klimawandel – vielmehr die männliche Weltverschwörung. Wir wissen das nur noch nicht, aber es gibt ja Susanne Kaiser, die es für uns alle weiss. Der Untertitel ihres Buchs lautet: «Wie Incels, Fundamentalisten und Autoritäre für das Patriarchat mobilmachen». Nachgerade überall rüsten sie auf, nicht nur verbal, sondern auch mit Waffen.

Konkrete Belege für diese finsternen Mächte sind für Kaiser etwa: Citizengo (laut Wikipedia eine rechtskonservative Stiftung, gegründet im September 2013 in Madrid), der ungarische Priester Ferenc Tomka, der norwegische Massenmörder Breivik, Elliot Rodger (ein Attentäter aus den USA), die Gruppierung «Die Wächter» (über die man nicht mal im Internet etwas findet), die Website «Wieviel <Gleichberechtigung> verträgt das Land?» und generell die «Maskulinisten» (korrekt wäre Maskulisten; es heisst ja auch nicht «Femininisten»), Roosh V. (ein Pick-up-Artist), Stephan Balliet (der Attentäter von Halle) oder «La Manif pour tous» (aus Frankreich).

Wiewohl sie allesamt nichts miteinander zu tun haben, subsumiert sie Kaiser unter der grossen Kapitelüberschrift der «Organisierten Misogynie»: «Der autoritäre Backlash ist [...] nicht zufällig eine Form politisierter Männlichkeit. Misogynie ist nicht zufällig ein Merkmal

autoritärer Einstellungen und ein Präsident wie Trump formuliert nicht zufällig eine Art Besitzanspruch auf Frauen. All dies ist vielmehr ein ganz wesentlicher Bestandteil – der autoritäre Backlash ist männlich.»

Anprangern bringt wenig

An dieser Einordnung sind Zweifel erlaubt: Breivik zum Beispiel gab an, mit seiner Tat die regierenden Sozialdemokraten – und nicht die Frauen – «so hart wie möglich» treffen zu wollen, um sie für den «Massenimport von Moslems» nach Norwegen zu bestrafen. «La Manif pour tous» ist eine Bewegung, die sich in Frankreich gegen die gleichgeschlechtliche Ehe richtet. Abgesehen davon, dass sie von Frauen gegründet wurde, hat ihre Kritik, auch wenn sie rückwärtsgewandt sein mag, nichts mit Frauenfeindlichkeit zu tun. Balliet ist Antisemit und offenbar psychisch krank.

So wahllos Kaiser Personen und Bewegungen unter ihr Label der Misogynie zwingt, so wahllos reiht sie die Beispiele geografisch aneinander: Deutschland, die USA, Kolumbien, Brasilien, Polen, Ungarn – weniger wäre wohl mehr gewesen. Auch ihre Quellen – zumeist

Kaiser zwingt Personen und Bewegungen wahllos unter ihr Label der Misogynie.

aus dem Internet – sind selektiv. Theoretisch rekurriert sie auf Raewyn Connells Konzept der «hegemonialen Männlichkeit», materialmässig auf Michael Kimmels «Angry White Men». Beide Bücher sind höchst umstritten, empirisch in keiner Weise belegt und triefen im Übrigen vor Männerfeindlichkeit. Connell war früher ein Mann, bevor er sich zur Frau hat «umgestalten» lassen.

Nun ist nicht daran zu zweifeln, dass es reichlich finstere Männer gibt. Aber das bloss anzuprangern, bringt wenig. Vielmehr müsste gefragt werden, was denn Männer in reaktionäre Winkel getrieben hat, wie das etwa Hanna Rosin («Das Ende der Männer») oder Helen Smith («Men on Strike») getan haben. Und es sollten Auswege aufgezeigt werden statt zu diabolisieren. Die Feministin Susan Faludi hat dazu vor Jahren in ihrem Buch «Stiffed» (deutsch bei Rowohlt) notiert, dass es darum geht, Männern den Gewinn einer veränderten Lebenseinstellung zu verdeutlichen. Dazu müsse man ihnen aber Wege weisen, die sie beschreiten könnten, so wie der Staat das gegenüber den Frauen seit den 1970er Jahren getan habe.

Es ist etwas verwirrend, dass ausgerechnet Suhrkamp ein solches Pamphlet publiziert – in diesem Verlag sind wegweisende Bücher zur Geschlechterfrage erschienen. Aber vielleicht ist auch das nun dem Zeitgeist geschuldet.

der einmal so begeistert zu sein wie früher, als man die neue Inszenierung des «Barbiere di Siviglia» noch nicht mit den fünfzehn vorherigen Inszenierungen vergleichen musste, die man gesehen hat. Man möchte das Kino wieder einmal nachdenklich verlassen und nicht entgeistert darüber, dass die zumeist zwanzig Jahre jüngeren Filmkritiker den Film in höchsten Tönen gelobt haben. Sie attestierten ihm «eine neue Sichtweise auf die Liebe» – da kann ein Viertel der Bevölkerung nur auf den künstlichen Stockzähnen lachen! Eröffnen unsere dritten Zähne uns etwa «eine neue Sichtweise auf das Kauen?»

Die Medien sollten wissen, dass ein Viertel der Bevölkerung mit nichts mehr überrascht werden kann. Wenn man in seinem Leben schon ein Dutzend Spiegel-Titelgeschichten über «Lehrer – Sündenböcke der Nation?» gelesen hat, nützt es auch nichts, wenn die dreizehnte Titelgeschichte «Lehrer*innen – Sündenziegen der Nation?» heisst. Dadurch wird es nicht neuer.

Im Jahr 2100 werden 40 Prozent der Schweizer über sechzig Jahre alt sein. Spätestens dann wird man eine Theorie der Repetition brauchen, um zu erkennen, in welcher Weise ein so hoher Anteil von Menschen, die alles schon einmal gesehen haben, die Gesellschaft als Ganzes beeinflusst, insbesondere auch Kultur und Medien. Und man wird herausfinden müssen, wie man im Zustand des permanenten Déjà-vu ein glückliches Leben führen kann.



«Was soll das heissen-Sie haben vergessen, einen Rückfahrtschalter in die Zeitmaschine zu installieren?!...»

Zwischen den Welten zu Hause

Bernadette Conrad

Hildegard E. Keller: Was wir scheinen.
Eichborn. 576 S., Fr. 33.90

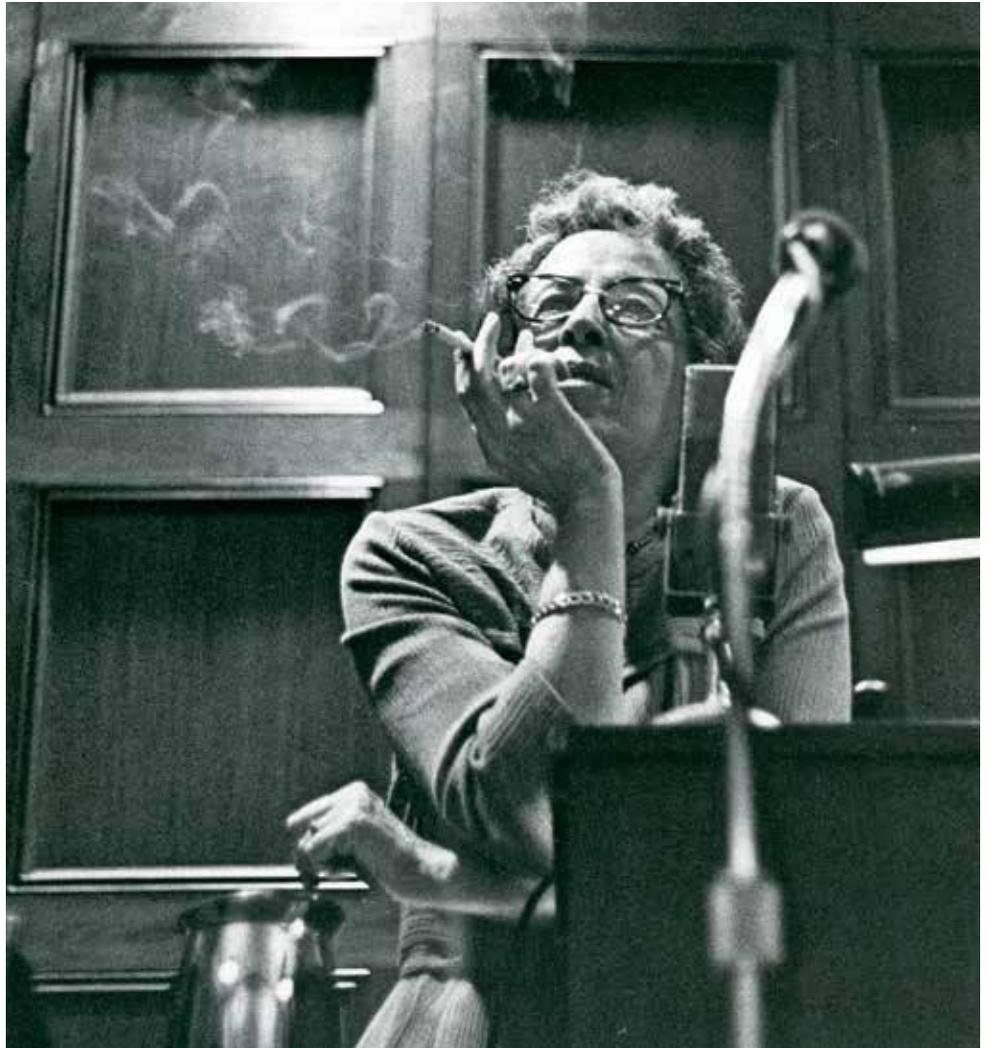
Was für ein Leben. Sie ist 69 Jahre alt, als sie im Sommer 1975 im Tessiner Dorf Tegna etwas «Schlichtes und Sommerliches» sucht, Erholung nach einem Herzinfarkt, Frieden. Aber selbst wenn diese Zeit eine ruhige ist, der Geist ist in alter Unruhe überall: Von Erinnerungen und Gedanken überschwemmt, erlebt Hannah Arendt diese Schweizer Sommertage. In Hildegard E. Kellers dickleibigem Roman über das Leben und Denken der grossen politischen Theoretikerin Arendt bilden die Abschnitte, die von diesen Sommertagen gegen Ende ihres Lebens erzählen, kleine Haltepunkte: Inseln im bewegten Strom dieses Lebens zwischen Deutschland, Israel und Amerika.

«Sind gerettet»: Als Hannah Arendt aus Manhattan dieses Telegramm Günther, ihrem ersten Mann, schickt, ist sie 35-jährig und die Grundlage ihrer bedeutenden Karriere ist längst gelegt. Kellers romanhafte Ausgestaltung von Arendts Leben setzt ein, als sie mit ihrem zweiten Mann, Heinrich Blücher, in New York ankommt, 1941, die Flucht vor den Nazis ist geglückt. Anders als manch anderem: «Benji» hatte die Flucht – oder Rettung – in den Selbstmord angetreten.

Überreiches Leben

Die zwischen mehreren Zeitebenen angelegte Lebensgeschichte Arendts liest sich locker und unterhaltsam und setzt inhaltlich doch einige Kenntnis voraus. Dass sich hinter «Benji» Walter Benjamin verbirgt, dass «Günther» der Schriftsteller und politische Denker Günther Anders ist, und mit dem aus Deutschland schreibenden «Martin» der Philosoph Martin Heidegger gemeint ist – Arendts Doktorvater und ehemaliger Geliebter –, erschliesst sich nicht schnell. Wie überreich Arendts deutsches Leben sowohl an geistigen Themen und Fragestellungen war wie auch an intellektuellen Freundschaften, vermittelt sich nicht erst aus dem Lebensrückblick der fast Siebzigjährigen, nein, schon die junge Exilantin hat ein ganzes Leben zurückgelassen.

Und sie hat viel vor: Als hochaktive Buchautorin und Kolumnistin begleitet sie das Ende des Krieges von Amerika aus; sie wird fünf Jahre nach dem Krieg, erstmals zurück in Deutschland, für die Jewish Cultural Reconstruction Corporation katalogisieren, was die Nazis den Juden geraubt hatten; sie wird in Berkeley jungen Studenten das politische Fragen zu vermitteln suchen. Dann, in den frühen



Kluges Herz: Autorin Ahrendt.

1960ern, der Höhepunkt ihres Werks, als sie in Jerusalem den Eichmann-Prozess begleitet: «Eichmann in Jerusalem» wird das Wort von der «Banalität des Bösen» in die Welt bringen.

Und so sitzt man lesend mit Arendt im Gerichtssaal und folgt ihren Gedanken. «Eichmann, stets in seiner schiefen Strammheit vor dem Richterkollegium, bis auf den zuckenden Mundwinkel reglos ... Es wäre gut, ich könnte das abtippen, solange ich meine Klaue noch lesen kann ... Jetzt aber Kurti, endlich seine Stimme hören ... wenn sie «liebstes Hannahchen» las, wurde ihr wohl ums Herz.»

Inseln im bewegten Strom dieses Lebens zwischen Deutschland, Israel und Amerika.

Wie nah kann ein biografisches Buch einem längst verstorbenen Menschen kommen? Kellers beeindruckende Kenntnis der historischen Zusammenhänge, der Daten von Arendts Leben, ihrer Schriften, suggeriert, hier läge eine Art geistiger Biografie vor. Aber wie verhält es sich mit dem locker gehaltenen Plauderton, in dem vor allem dem inneren Strom der Gedanken,

Gefühle und Erinnerungen Arendts eine Stimme gegeben wird? Was ist mit den vielen koketten Dialogen, die «Schnupper» mit ihrem Ehemann «Stups» führt; die vielen Mahlzeiten und Frühstückskaffees – wie viel Arendt kann überhaupt in diesem vor allem als lesefreundlicher Schmöcker angelegten Buch enthalten sein?

«Kraftnahrung vom Feinsten»

Die im Roman «erfundene Welt ist von historischen Fakten inspiriert», heisst es im Nachwort. Auch wenn sich die Methode des romanhaften Imaginierens eines berühmten Lebens auf dem Buchmarkt grosser Beliebtheit erfreut, stellt sich doch die Frage, als was ein Buch wie «Was wir scheinen» zu nehmen ist: nicht wirklich als Roman, da weitestmöglich historisch bekannten Zusammenhängen folgend; andererseits auch nicht dokumentarisch belastbar, wie eine Biografie es wäre.

Sie begeistere sich für «Persönlichkeiten mit einem klugen Herzen, und zu denen gehört Hannah Arendt», schreibt Keller. «Deshalb habe ich sie mit meinen Mitteln ins Leben zurückgeholt.»

Was auch immer dieses «Zurückholen» heissen mag – problematisch wird der Umgang mit

Arendts geistigem Erbe in der Entscheidung der Autorin, Aussagen der Hauptfigur aus Briefwechseln und Werken nicht zu zitieren, sondern zu paraphrasieren. Worin besteht denn das geistige Eigentum einer Denkerin – wenn nicht im Wortlaut dessen, was von ihr überliefert ist? Die in diesem Verfahren enthaltene Implikation, bedeutende Literatur sei paraphrasierbar, entwertet ja die Literatur selbst.

Sollte diese reichhaltige Beschäftigung mit Arendts Leben und Werk – für die Autorin selbst «Kraftnahrung vom Feinsten» – für ihre Leserinnen und Leser den Weg bahnen hin zur Beschäftigung mit Arendts Texten, dann wäre dies natürlich ein schöner Dienst an ihrem Werk.

Bewerbungsschreiben

Peter Hartmann

Philipp Lahm: Das Spiel – Die Welt des Fussballs. C.H. Beck. 272 S., Fr. 29.90

Nichts ist wahrscheinlich so schwierig, wie über ein endlos wiederholtes Theaterstück zu schreiben, das ungefähr neunzig Minuten dauert, und jeder hat es anders gesehen und ist Experte. Die komplizierte Materie besteht hauptsächlich aus einem mit Luft aufgepumpten Ball.

Er hat es getan. Im Namensregister seines Buchs kommen, das schafft Vertrauen, weder Sepp Blatter noch Gianni Infantino vor, nicht mal der legendäre Josef «Sepp» Herberger («Der Ball ist rund»), wenn Philipp Lahm, geboren am 11.11.1983, sein Weltbild des Fussballs ausbreitet. Der Weltmeister von 2014 schreibt aus dem Innern des Wals, aus der verborgenen Fluch-, Blut- und Schweisszone, zu der die TV-Kameras und die Langohren der Medien keinen Einlass haben. Und was könnte seinen Standpunkt auch als Autor noch erhöhen als das Kompliment des

weltbesten Trainers Pep Guardiola, der ihn bei Bayern München drei Jahre (von 2013 bis 2016) unterrichtete: «Philipp Lahm ist der intelligenteste Spieler, den ich je trainiert habe.»

Lahm gibt das Lob zurück und erklärt die Wirkungsweise des Trainermagiers, die Arbeit hinter den Kulissen: «Guardiola versteht es, im Training so hochkomplexe Spielsituationen nachzubilden und seinen Spielern dafür Lösungsmöglichkeiten abzuverlangen, dass ein neuer Spielstandard entsteht und sich auf dem Feld selbst stets Neues, Unberechenbares entwickelt. Diese Strategie in Verbindung mit allerhöchster individueller Klasse der Spieler ist, anders etwa als eine Taktik, nicht zu kopieren.»

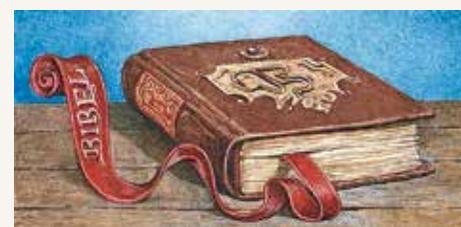
Er ist nicht Trainer geworden. Dass Lahm überhaupt eine bewundernswerte Karriere machte, vom Balljungen im Münchner Olympiastadion bis zum weltbesten Abwehrspieler und Spieldirigenten als Fliegengewicht mit nur 1,71 Meter Körperlänge, ist schon aussergewöhnlich. Die Schule beendete er früh mit der Mittleren Reife. Mit 21 Jahren brach er sich den Mittelfuss und riss sich das Kreuzband am rechten Knie. Selbstbewusst, mit 27, schrieb er mit dem Journalisten Christian Seiler seine Memoiren und spielte noch bis 31 in der Nationalmannschaft, insgesamt 113 Mal, mehr als Franz Beckenbauer.

«Das Spiel» war vor vierzig Jahren Titel eines wunderbaren Wälzers des britischen Verhaltensforschers Desmond Morris (der auch

Lahm schreibt aus dem Innern des Wals, aus der verborgenen Fluch-, Blut- und Schweisszone.

den Bestseller «Der nackte Affe» geschrieben hatte) über die Wurzeln des Fussballs als tradierte Form der Jagd und seine wiederbelebte Faszination im Industriezeitalter und darüber hinaus. «Das Spiel» Lahms ist keine Selbstbeweihräucherung. Eher eine vertiefte Momentaufnahme. Lahm, der zuletzt auffiel als scharfer Kritiker des selbstzufriedenen Bundestrainers Jogi Löw, gründete eine Stiftung für benachteiligte Kinder, brachte sich in Start-ups ein und ist dem Fussball immer noch eng verbandelt als Turnierdirektor der Europameisterschaft 2024 in Deutschland. Ist das Buch eine Bewerbung für was auch immer im Land, das nach den langen Merkel-Jahren verzweifelt nach klugen Köpfen mit Durchblick sucht?

Tatsächlich versteht sich Lahm, der Familienvater mit zwei Kindern, als Aufklärer. Er leuchtet auch die Schattenseiten des Spiels aus: Gigantismus und Fanatismus, Gewalt und Rassismus, Korruption, Homophobie, Depression. Bis hinunter auf die Spielwiesen der Kleinen und deren überehrgeizige Eltern. Lahm als Dozent der Vernunft auf einem durchdrehenden Fussballglobus. Eine Schullektüre auch hierzulande, warum nicht?



Die Bibel Kausalitäten und Korrelationen

Und seine Jünger fragten ihn: Rabbi, wer hat gesündigt, er oder seine Eltern, dass er blind geboren wurde? (Johannes 9, 2). – Die Geschichte vom Blinden beginnt damit, dass die Jünger über die Gründe seiner Blindheit spekulieren und dahinter Sünden vermuten. Jesus weist ihren Verdacht zurück. Die Frage nach der Kausalität ist zwar ehrenwert und hat der Menschheit unschätzbare Forschungsergebnisse und Verbesserungen beschert. Aber zuweilen führt sie ins Nichts. Es gibt Phänomene, die man weder erklären noch ändern kann. Die Weisheit besteht dann darin, sie existenziell hinzunehmen als Teil eines rätselhaften und manchmal schmerzlichen Daseins.

In der Pandemie ertragen das nicht alle. Kausalitätsketten und «Sünden» muss man hier lückenlos aufrollen. Notfalls reden die Fachleute und die Medien von Korrelationen, was keine Kausalitäten sind, aber solche suggerieren. Die NZZ bot eine ganze Seite davon: Korrelationen in Zürcher Gemeinden zwischen der Ansteckungszahl und dem Ausländeranteil, der Maturitätsquote oder dem SVP-Wähleranteil. Die Computer ermöglichen Datenvergleiche bis zur Groteske. Die amerikanische Website «Spurious correlations» bietet noch lustigere Beispiele: Im US-Bundesstaat Maine besteht eine enge Korrelation zwischen der Scheidungsrate und dem Margarinekonsum pro Kopf. Nahezu perfekt ist die Korrelation zwischen dem Rohöl-Import der USA aus Norwegen und der Anzahl Autofahrer, die bei einer Bahnkollision ihr Leben verloren. Schon 1968 wies der Historiker Herbert Lüthy darauf hin, dass sich die Sozialwissenschaften gerne einen mathematischen Anstrich geben, um als wissenschaftlich zu erscheinen. Das fördert auch in Corona-Zeiten Irrtümer und Verdächtigungen. Weniger Daten und mehr denken wäre klüger. Der Blinde im Evangelium wurde übrigens von Jesus geheilt.

Peter Ruch



Balzac der Comics

Will Eisner war der Erfinder der «graphic novel». Er machte mit dem Bild, was Schriftsteller mit der Sprache leisten.

Wolfram Knorr

Will Eisner: Graphic Novel Godfather. Ausstellung im Schauraum Dortmund. Bis 27. Juni. Begleitbuch 384 S., Fr. 48.90

Eine Stadtlandschaft voll schummriger Strassenschlünde, schwarz und weiss und grau. Die Morgensonne bohrt sich wie aus einem weissglühenden Hochofen in Strahlenbündeln durch Hinterhöfe in trübe Wohnungen, in denen Menschen wuseln – alles ein feines Strichgespinnst. Es heisst «A Life Force», ist ein Roman, bestehend aus flüssig ineinandergreifenden Bildern, 1988 erschienen.

Autor des Opus ist Will Eisner (1917–2005), der Balzac der Comics, ein souveräner Drahtzieher szenischer Effekte und gewiefter Dramatiker menschlichen Verhaltens. Im Bastard-Medium begann er seine Karriere, machte mit dem Bild, was Schriftsteller mit der Sprache leisten: Er raffinierte das «Kino für Arme» zu subtilen psychologischen Erzählungen. «New York und andere Grosstadtgeschichten» (1986), «South Bronx, Dropsie Avenue» (1995), «Das Komplott. Die wahre Geschichte der Protokolle der Weisen von Zion» (2005) gehören zu den besten seines umfangreichen Œuvre, alle stark autobiografisch gefärbt und von emotionaler Wucht.

Leichthändig und präzise

Alexander Braun, ein ausgewiesener Fachmann des Mediums, der schon etliche Ausstellungen kuratierte, widmet nun in Dortmund eine erste umfassende Schau jenem Künstler, der zu den einflussreichsten, engagiertesten und innovativsten gehört. Die Ausstellung ist voll seltener Originale und anderer rarer Dokumente. «Sequenzielle Kunst ist mein Medium», bekannte Eisner. «Ich betrachte es als mein einziges Medium, so wie der Schriftsteller nur Worte schreibt oder der Filmemacher nur in Filmen denkt. Es ist ein definierbares, einzigartiges Medium. Es hat Grenzen und Eigenschaften, es hat eine Grammatik, es hat klare

Regeln, es hat Einschränkungen und Möglichkeiten – Möglichkeiten, die noch nie jemand ausgelotet hat.»

Am 6. März 1917 als Sohn jüdischer Einwanderer aus Österreich in Brooklyn geboren, einem wahren *melting pot* der Armut und des Antisemitismus, wurde er früh Verdrängungskämpfen ausgesetzt. Er ergatterte als Zeitungsjunge einen Platz in der Wall Street, es war «ein Platz an der Sonne». Dort lief das Geschäft, und er konnte seiner Leidenschaft nachgehen:



Emotionale Wucht: Zeichner Eisner.

Pulp-Romane, Kino, Comics. 1933 besuchte er drei Jahre die DeWitt Clinton High School; kommende Comics-Grössen wie Stan Lee (später Chef der Marvel Comics), Bob Kane, Bill Finger waren seine Mitschüler.

Als auffallend leichthändiger, präziser Zeichenvirtuose illustrierte er die Schülerzeitung, entwarf Plakate und Cover. 1936 verliess er ohne Abschluss die Schule, tauchte in die «Hochkultur» ein, konnte hin und wieder Illustrationen verkaufen und lernte Samuel Maxwell Iger (1903–1990) kennen, der als Alleinredaktor das Magazin *Wow – What a Magazine!* herausgab. Dilettantisch, wie Eisner urteilte: schlecht gezeichnet, schlecht «gelet-

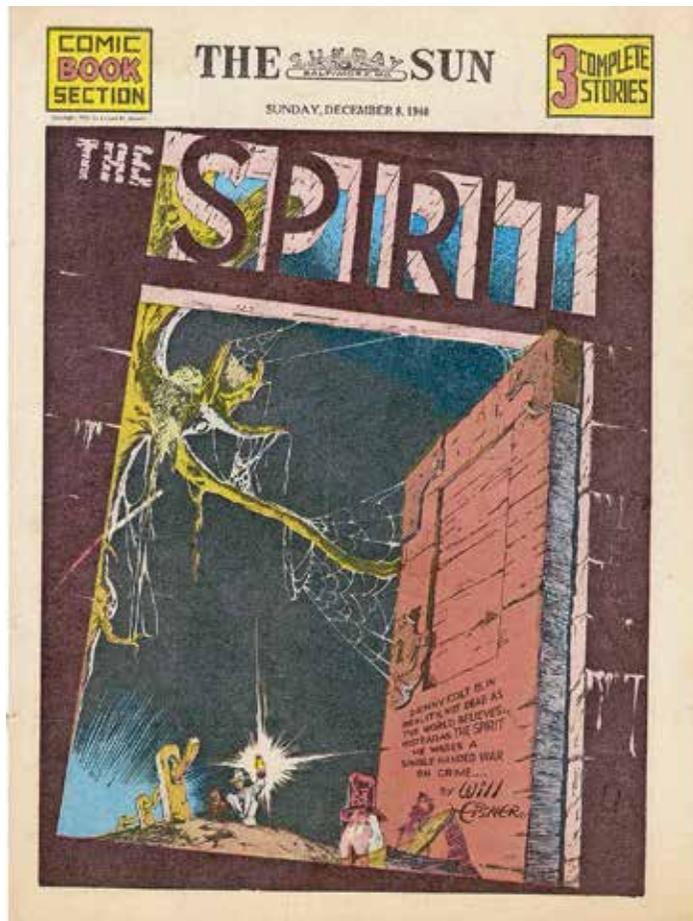
tert», schlecht gedruckt obendrein. Will half und wurde angestellt.

Schon für die nächste Ausgabe des Hefts zeichnete Will Eisner das Cover – und er befand sich mit einer eigenen Story in illustrierter Gesellschaft: E. C. Segar («Popeye») und Otto Soglow («The Little King»). Die Freude währte kurz: Das Heft war ein Minusgeschäft, mit der Nummer vier war Schluss.

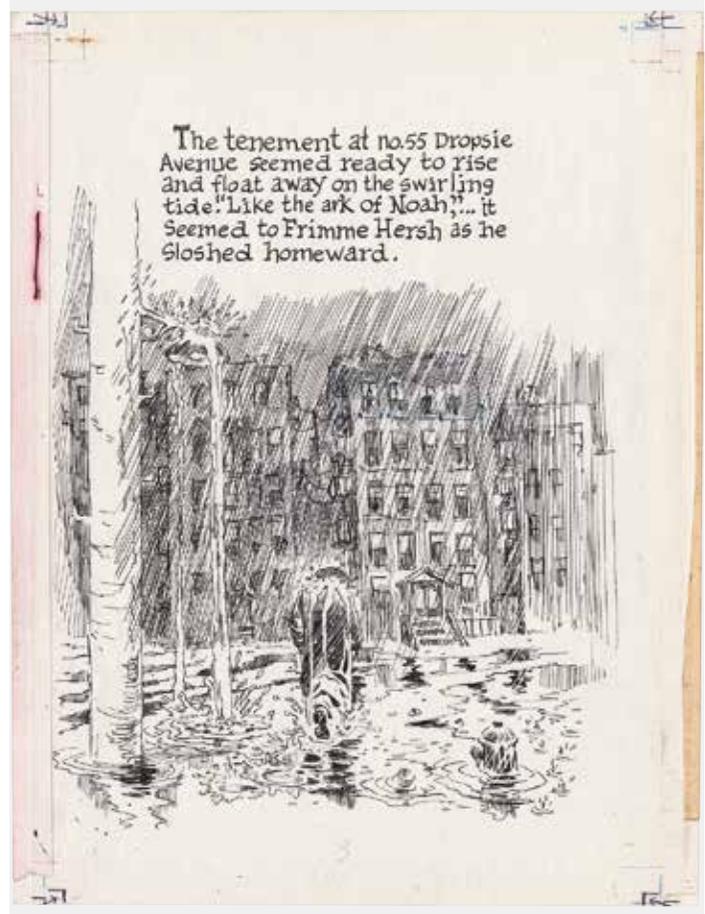
Der Erwerbsdruck liess Eisner auf die Idee des Dienstleisters kommen, der Comics erstellt und die fertigen Produkte an Verlage verkauft. Mit einem Startkapital von 30 Dollar (heute etwa 560 Dollar) gründete er, gerade mal neunzehn, mit Iger die Firma Eisner & Iger Studio. Iger hatte die Kontakte, Will die Begabung. In einem Eckhaus an der Madison Avenue mieteten sie ein winziges Kabuff, und Verlage und Syndikate zeigten Interesse. Dafür musste Will wie der Teufel arbeiten und den Auftraggebern vorschwindeln, mehrere Mitarbeiter zu beschäftigen, um Misstrauen zu zerstreuen.

Die Mühe zahlte sich aus, Eisners Kreationen «Hawks of the Seas», «Sheena – Queen of the Jungle» oder «Harry Carey» (unter Pseudonym) konnten auch nach Grossbritannien, Australien, Neuseeland verkauft werden. Bald expandierten die beiden, suchten per Inserat Angestellte, und es bewarben sich Zeichner, die später am «Golden Age of Comics» mitwirken sollten. Auch zwei Milchbubis hatten ein Angebot: Joe Shuster und Jerry Siegel kredenzten ihren «Superman». Eisner lehnte das Exposé ab; die Figur sei albern, die Marktchancen gering.

Den Fehlgriff sollte er später schwer bereuen. Für ihn war völlig abwegig, dass ein derartiger Infantiltraum einen gigantischen Boom auslösen könnte und sogar das Kino beherrschen sollte. Wer nach «Superman» auf dem Markt akzeptiert werden wollte, der musste seine Kreation in ein Ganzkörperkostüm stecken und mit irgendeiner überirdischen Fähigkeit versehen. Dem Druck der Peterpanisierung wollte Will widerstehen. Es gelang ihm nur halbherzig. Als sich Eisner von Iger und der



«Expressionistischer Einschlag»: «The Spirit», 1940.



Erste «graphic novel»: «Ein Vertrag mit Gott», 1978.

gemeinsamen Firma trennte, um ein eigenes Comic-Supplement zu gründen, musste auch er sich dem Trend beugen, wenigstens ein bisschen.

Eine Art Cary Grant

Er entwarf eine Figur mit Kanten und Ecken, mit Tiefgang und Ironie, eine Art Cary Grant, der mit seinen selbstironischen Rollen Furore zu machen begann. Und die umgab er mit einem schwarzhumorigen Ambrose-Bierce-Ambiente. Als er Iger seine Kreation zeigte, reagierte der entsetzt: «Ohne Kostüm!?» Damit werde er jämmerlich scheitern! Zähneknirschend war er zu einem Kompromiss bereit und gab seinem Helden Spirit das Minimal-kostüm einer Augenmaske. «Warum zum Teufel sollte ein Typ mit einer Maske herumrennen und Gangster jagen?»

Spirit, mit Namen Denny Colt, wurde eine singuläre Figur, eine, die aus dem konventionellen Comic-Raster fiel: ein bisschen schusselig, nicht recht realisierend (Cary Grant!), dass sie nicht mehr auf einem Maskenball, sondern in einer Noir-Welt ist, voll bizarrer Comic-Figuren und -Situationen. Jules Feiffer sah in «Spirit» einen «expressionistischen Einschlag».

Seine optische Erzählweise brach geradezu berstend aus dem Panel-Muster aus: «Zum ersten Mal wurde mir hier bewusst, dass ich

in meinen Geschichten persönliche Gefühle ausdrücken konnte. [...] Ich begriff, dass sich im Comic Geschichten erzählen liessen, die mehr in die Tiefe gingen, als es bislang der Fall gewesen war.» 1952 beendete er nach 645 Episoden den erfolgreichen «Spirit», heute ein Klassiker, und widmete sich verlegerischen Aufgaben. Der masslos um sich greifende Superhelden-Markt nahm ihm die Lust. Für fast zwanzig Jahre verschwand er von der Bildfläche.

Die Wiederentdeckung von «Spirit» in den späten 1960ern weckte wieder seine Lust, noch gewagter neu anzusetzen: Warum nicht äh-

Eine raffinierte Balance, die den Leser und Betrachter einem Sog aussetzt, obwohl es keine Action gibt.

lich wie Marcel Proust oder William Faulkner vergangene Zeiten mit dem Stift zurückholen? Einen gezeichneten Roman versuchen, in dem er die eigene Kindheit aus der Erinnerung bergen würde? 1978 legte er den ersten vor: «A Contract with God» («Ein Vertrag mit Gott»), vier Geschichten aus der Bronx in der Zeit der Depression. Er nannte das Buch «graphic novel». Es folgten weitere Bücher und zwei widmeten sich der Comic-Theorie («Mit Bildern erzählen», 1995, und «Grafisches Er-

zählen», 1998). Eisners letzte Arbeit war der Sachbuch-Comic «The Plot. The Secret Story of the Protocols of the Elders of Zion», eine brillant gestaltete und intelligente Auseinandersetzung mit dem Antisemitismus. Sie ist noch immer hochaktuell.

Zug ins Skizzenhafte

In seinen Romanen löste Eisner – ähnlich einer Kamerafahrt – Handlungsverläufe und Dialoge in eine Vielzahl von Perspektiven oder in Tiefenschärfen auf, die innere Vorgänge und Emotionen herausmeisseln. Eisner wusste von den Tücken des Kunstgewerblichen (schön, aber flach) und vermied die Falle durch seinen Realismusstil. Häuser, Hinterhöfe, Strassen, Wohnungen, die Menschen, die sie bevölkern, sind realistisch, aber eben nicht naturalistisch; immer mit einem Zug ins Skizzenhafte, fast Karikaturistische, das ein charakteristisches Verhalten betont und Emotionen «sichtbar» macht. Es ist eine raffinierte Balance, die den Leser und Betrachter einem Sog aussetzt, obwohl es keine Action gibt.

Die *New York Times* schrieb in ihrem Nachruf, «The Spirit» sei der «Citizen Kane» der Comics». Schon wahr, aber erst mit seinem Spätwerk hatte Eisner triumphal gesiegt: «Der Comic», so Kurator Alexander Braun, «war eine selbstbewusste Grösse im Kanon der bildenden und erzählenden Kunst geworden.»

Pop Keine Wünsche offen

Thomas Wördehoff

Neil Young: Young Shakespeare.
Als CD, LP, DVD. Reprise

Da beisst die Maus keinen Faden ab: Mit dieser Aufnahme ist ein echter Schatz gehoben worden. Fünfzig Jahre hat die Trouvaille auf dem Buckel, und dass sie dazu noch in dieser phänomenalen Tonqualität vorliegt, ist tatsächlich dem deutschen Fernsehen zu verdanken. Damals wollte man beim nördlichen Nachbarn unbedingt den jungen Neil Young präsentieren, und so beauftragte die Anstalt ein TV-Team, am 22. Januar 1971 den Live-Auftritt des jungen Kanadiers im «Shakespeare Theatre» in Stratford (Connecticut) aufzunehmen.

Damit entstand, so mutmassen Kenner inzwischen, der früheste Konzertmitschnitt des heute 75-jährigen Musikers, und reichlich historisch mutet die Bildqualität des 16-mm-Dokuments auch an. Mit einer bescheidenen Anzahl

Ein stoisches Monument an Schlichtheit. Kein Pathos, kein Aufruf. Ein paar Songs.

von Kameras und Scheinwerfern ausgestattet, punkteten die Deutschen vor allem beim Ton. Und in der Tat: Der digital bearbeitete Sound der analogen Aufzeichnung lässt keine Wünsche offen. «To my fans, I say this is the best ever», schwärmt Neil Young auf seiner Website nachträglich und sieht die Aufzeichnung gar als Markstein seiner Karriere: «Personal and emotional, for me, it defines that time.»

Übertrieben hat er damit nicht. Es war die Zeit des Vietnamkriegs. Im Mai 1970 hatte Richard Nixon den Einmarsch ins neutrale Kambodscha veranlasst, was kurz darauf zu wütenden Protesten auf dem Campus der Kent State University in Ohio führte, bei denen vier Studenten von Nationalgardisten erschossen wurden. Nur ein paar Tage später kam es zu ähnlichen Übergriffen an der Jackson State University mit zwei Toten.

Politisch war die Zeit zum Zerreißen gespannt, befördert von einem zunehmend aggressiver geführten Generationenkonflikt, der sich auch in der Musikszene widerspiegelte. Die Todesfälle durch Drogenmissbrauch häuften sich; Künstler wie Brian Jones, Janis Joplin, Jimi Hendrix, später Jim Morrison fixten sich zu Tode, und viele andere sollten folgen.

Mutterseelenallein

In diesem hochexplosiven Gemisch erbittert geführter Kontroversen ging Neil Young auf Tour. Nicht etwa, um mit seiner Kracher-Band Crazy Horse Bühnenwirksam die Wut aus den Gitarren zu prügeln – der damals 25-Jährige stellte seine Reise unter das beinahe altkluge Motto «Journey Through the Past». So sass er denn mutterseelenallein auf der Bühne, tauchte ein in adoleszente Erinnerungen («Cowgirl in the Sand»), Ratlosigkeit und Suche nach Trost («Don't Let It Bring You Down»), beklagte «die Nadel und den angerichteten Schaden» und schliesslich die Toten von Ohio.

Er begleitete sich selbst mit akustischer Gitarre, einem scheppernden Klavier und Mundharmonika. Schnörkellos, untheatralisch, lapidar. Ein stoisches Monument an Schlichtheit. Kein Pathos, kein Aufruf. Ein paar Songs, ein paar hingemurmelte, mitunter launige Bemerkungen – Musik in Grossaufnahme.

Es ist die ausschliessliche Konzentration auf diese fantastisch gebauten Lieder, die einen in

ihren Bann zieht. Neil Young will nicht brillieren, schmucklos und direkt trägt er seine Songs vor, die zwischen Folk, Country und melodischem Pop spielen. Der Charakter des Abends ist intim – der Film und auch die CD erzählen von einer eindrucklichen Nähe und Vertrautheit zwischen Young und seinem Publikum. Zu diesem Zauber trägt ganz sicher «Old Man» bei, ein Tribut an einen Verwalter seiner Ranch, ein Song, der wie eine Flaschenpost auf heutige Ohren trifft: «Old man, look at my life / I'm a lot like you were . . .»

Shakespeare wäre begeistert gewesen.

Serien Wahnsinniger Alltag

Marc Bodmer

Mythic Quest: Von Charlie Day, Megan Ganz, Rob McElhenney. 2. Staffel auf Apple TV+

Ian – ausgesprochen «Ei-an» – ist ein narzisstischer *Binggel*, um nicht zu sagen: ein Arsch. Er aber hält sich für einen Halbgott. Nein, eigentlich für Gott. Ian ist der Creative Director des erfolgreichsten Multiplayer-Computerspiels, das der Comedy-Serie «Mythic Quest» ihren Titel gibt.

Er treibt eine Horde Programmierer und Designer vor sich her. Typisch für die Game-Industrie: Frauen sind in der Minderzahl. Es gibt zwar Poppy, die Chefprogrammiererin, aber diese ist so hysterisch und dauergestresst, wie sie genial im Umsetzen von Ians Ideen ist. Die Community-Managerin, die sich mit den Fans des Spiels herumschlägt, wurde in den Keller verbannt. Aus diesem Verlies kommt sie nicht frei, aus «unerfindlichen Gründen» verweigert ihr die Liftkarte den Zugang zu den oberen Etagen. Dort angesiedelt, aber abgeschottet in einem Räumchen, sind die Game-Testerinnen Rachel und Dana, die nach Fehlern im Game suchen und langsam die Liebe zueinander finden.

Von einem republikanisch-toxischen Planeten stammt Jo, die sykophantische Assistentin des autoritätslosen Studiochefs David, der seine Männlichkeit mit einem Schnauz zu unterstreichen versucht und hoffnungslos scheitert. Geradezu gruselig ist Brad. Wie ein Schatten schwebt der Finanzchef durch den Ameisenhaufen. Diesem Schmalspur-Nosferatu fehlt jegliche Empathie und ist jedes Mittel recht, noch mehr Geld aus den Fans zu saugen. So schliesst er auch einen Pakt mit der unerträglichen Teenager-Kröte Pootie Shoe. Der wichtigste Influencer – eine Persiflage auf PewDiePie (derzeit 110 Millionen Abonnenten auf Youtube) – verteilt braune Sternchen als Auszeichnungen.



Schnörkellos: Musiker Young



Beim Barte des Propheten: Ian (der vollbärtige Rob McElhenney) sagt in «Mythic Quest» wo's langgeht.

Die Flut von Namen sei entschuldigt, aber sie illustriert das Chaos, das in der Regel in «Mythic Quest: Raven's Banquet» – so der volle Titel der ersten Staffel – herrscht. Normalität sieht

Die fragilen Egos, die hier mit Wucht aufeinanderprallen, finden sich auch in anderen Büros.

anders aus. Die Serie, von der eben die zweite Season auf Apple TV+ im klassischen Wochen-Release-Modus gestartet ist, gibt einen Blick frei auf eine für viele unbekannte Arbeitswelt: die der Videospiele. Der Mix aus «The Office» und der *nerdiness* von «The Big Bang Theory» nimmt die Game-Industrie gekonnt auf die Schippe. Überraschen mag deshalb, dass mit Ubisoft eine der grössten Videospielefirmen als

Co-Produzentin agiert, denn viele Gags gehen auf ihre Kosten. Das nennt sich Grösse.

In der hochamüsanten ersten Staffel wurden zu Beginn die Grundzüge der Figuren etabliert, doch mehr und mehr wurde die oberflächliche Exzentrik aufgebrochen, und die eigentlichen Triebfedern kommen zum Vorschein. Hier zeigt sich die Qualität der Autoren Rob McElhenney, der auch den selbstverliebten Ian gibt, und Megan Ganz. Das Duo hat bereits die erfolgreiche Comedy-Serie «It's Always Sunny in Philadelphia» mit Danny DeVito geschaffen, die sich seit 2005 hält.

Diese vertiefende Entwicklung der Figuren, die in der zweiten Staffel fortgesetzt wird, würde auch C. W. Longbottom gefallen. Der abgehalfterte Autor wird von F. Murray Abraham gespielt, der für seine Rolle als Salieri in «Amadeus» 1985 einen Oscar erhielt. In «Mythic Quest» parodiert sich Abraham selber, denn C. W. zehrt immer noch vom Ruhm eines Nebula Award, den er für einen Fantasy-Roman in den achtziger Jahren gewonnen hat. Heute benutzt er die Trophäe, um Ketchup auf die Pommes frites zu streichen. Der Altstar ist zuständig für die Hintergrundgeschichte der Game-Figuren, obschon er das Game noch nie gespielt hat. Seine Vorschläge hören sich wie ein Potpourri der Science-Fiction- und Fantasy-Stories der siebziger Jahre an, wenn er nicht gerade schlüpfrige Zweideutigkeiten absondert.

Bestimmt ist «Mythic Quest» ein Nerd-Fest, doch selbst Nicht-Gamerinnen und -Spieler haben ihren Spass daran, denn die fragilen Egos, die hier mit Wucht aufeinanderprallen, finden sich auch in anderen Büros. Frei nach dem Bestseller «Menschenschinder oder Manager – Psychopathen bei der Arbeit» der Psychologen Paul Babiak und Robert D. Hare.



Pflegezentrum Gorwiden

Sehr gute Pflege in ruhigem Gartenquartier Zürich Nord

- Aktivierungstherapie, Ergotherapie, Logopädie, Physiotherapie
- Eigene Ärzte, Pauschaltaxen inkl. Cafeteriaabzüge
- Kurzaufenthalte während den Ferien von pflegenden Angehörigen, Tages- und Nachtaufenthalte, Betreutes Wohnen, keine Kündigungsfristen
- Haustiere in Einbettzimmern möglich
- Besuche in Corona-Zeit jederzeit, unter Einhaltung der Hygienevorschriften der Gesundheitsdirektion, möglich.
- Aufnahme von Pflegefällen jederzeit kurzfristig möglich
- Besichtigungen und Beratungen auch am Wochenende

Klassik

Kraft der Klangerinnerung

Manuel Brug

Théotime Langlois de Swarte, Tanguy de Willencourt: Proust, le concert retrouvé. Harmonia mundi

Es gibt kaum einen grossen Roman der Weltliteratur – «Doktor Faustus» von Thomas Mann vielleicht ausgenommen –, in dem so viel Musik drin ist wie in «Auf der Suche nach der verlorenen Zeit» von Marcel Proust. Generell wird in der Literatur des 19. Jahrhunderts gern in die Oper gegangen, die aufgeputzte Gesellschaft in den grossen, auch sozialen Buch-

Kammernmusik war Teil glamouröser Abendunterhaltung oder Nachmittagstees.

stabenpanoramen bei Honoré de Balzac, Gustave Flaubert und Emile Zola trifft sich im Foyer, es ist ihr erweitertes Wohnzimmer. Egal, ob es das Foyer der Grand Opéra, einer Provinzbühne oder eines Cabaret-Tingeltangels am Boulevard ist. Die Belle Epoque ist ganz besonders auch die Zeit der Salons, wo die Kammermusik und die Bearbeitungen grösserer Werke als Teil glamouröser Abendunterhaltung oder Nachmittagstees zwischen Zimmerpflanzen, Goldstuck und schweren Samtportieren wie auf einem akustischen Silbertablett gereicht wurden.

Der von 1913 bis 1927 erschienene Roman «À la recherche du temps perdu» enthält ebenfalls einen wunderbar farbenreich schillernden Opernbesuch der glanzvollen Oberschicht von Paris mit der vom Ich-Erzähler bewunderten Herzogin von Guermantes als stummer Primadonna im Auditorium. Ein Grossteil des vieltausendseitigen Romans spielt sich in Salons ab, dem der Verdurins vor allem, wo der fiktive Komponist Venteuil mit einer Violinsonate auftritt, deren «kleines Thema» zum Leitmotiv wird. Denn Proust spielt mit der Musik als Bewusstseinsstrom auch in seinen narrativen Strategien, verknüpft, wiederholt, variiert sie.

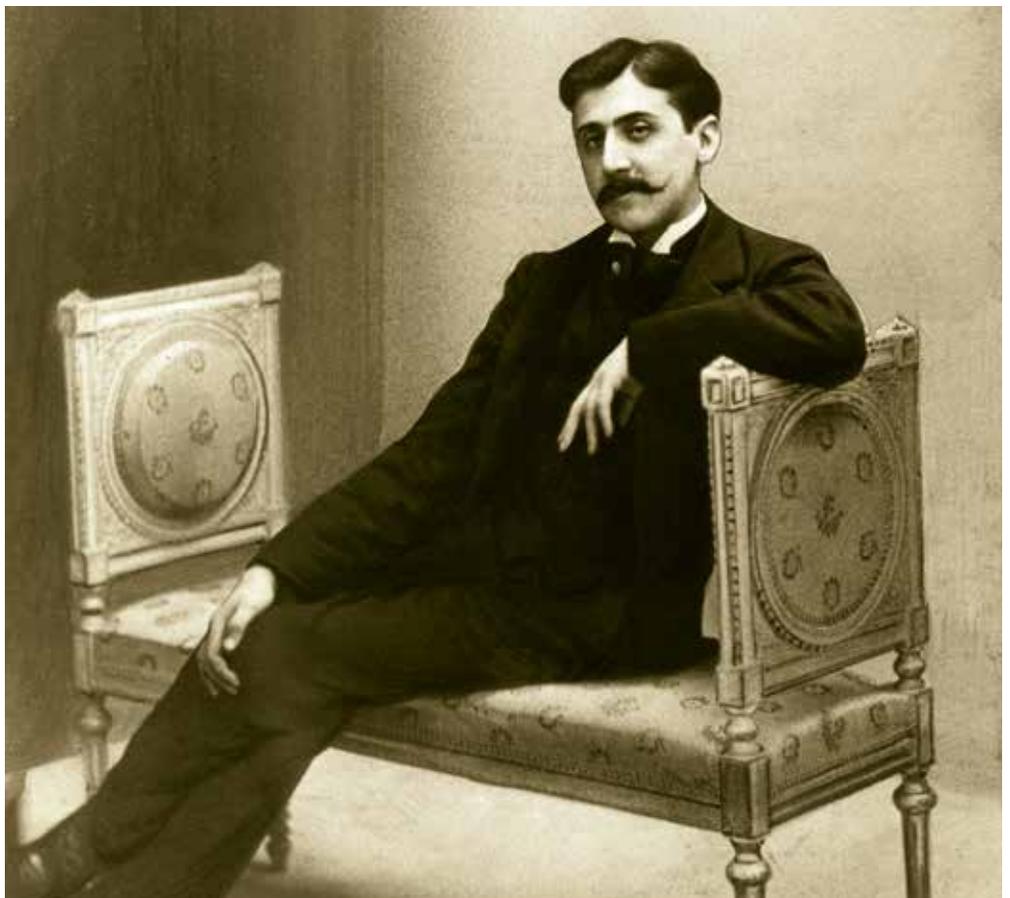
Musik und ihre Beschreibung vermag so der ungewöhnlichen thematischen Weite und Komplexität dieser Fiktion Rechnung zu tragen. Kontrapunktisch wird das Tonthema dabei oftmals zur Erinnerung (ein weiteres zentrales Motiv) an ganz anderes, Verschüttetes. Und das Schreiben erfährt zudem einen Moment des Sinnlichen.

Bis heute streiten sich die Exegeten, ob die berühmte «petite phrase» erfunden ist oder einem konkreten Werk von Camille Saint-

Saëns, César Franck oder Gabriel Fauré (dem Venteuil nachgebildet wurde) entstammt. Mit diesen Tonsetzern war Proust befreundet, mit dem halbvenezolanischen Komponisten Reynaldo Hahn hatte er jahrelang ein Liebesverhältnis.

Als elegante wie intelligente Hommage an Marcel Proust, den *homme de musique*, haben der Geiger Théotime Langlois de Swarte und der Pianist Tanguy de Willencourt ein Salonkonzert rekonstruiert, das Proust am 1. Juli 1907 organisiert hatte (natürlich folgte ein magnifizentes Diner im Hotel «Ritz»). Darin dominieren, von seinem untrüglichen Geschmack zeugend, neben älterer Musik von Schumann, Chopin, Couperin und Wagner mit seinem gergespielten «Liebestod» die Zeitgenossen Hahn und Fauré.

Von Fauré wird die notorische Violinsonate zu Gehör gebracht, die man sich sofort auch im Roman-Salon vorstellen kann; auch wenn Proust im Buch wohl eher die erste Sonate von Saint-Saëns paraphrasiert. Hahns bearbeitetes Lied mit dem sprechenden Titel «L'heure exquise» beschliesst passend diese ebenso feinsinnige Musikstunde, die als eine Art Generalprobe gedacht war für das, was Proust schreiben wollte. Und die nun auch uns eine schattig versunkene Welt durch den Klang der Davidoff-Stradivari wie eines alten Erard-Flügels von 1891 schlaglichtartig und schön in Erinnerung ruft.



Versunkene Welt: Jahrhundertautor Proust.

Fernsehen

In die Stille

Anton Beck

SRF-«Literaturclub»: Play SRF.

Die Schweiz ist sehr kritisch, wenn es um ihr Staatsfernsehen geht – manchmal zu Recht. Oft geht dabei aber das, was sehens- und lobenswert ist, gleich mit unter. Bestes Beispiel: der «Literaturclub». Büchersendungen gibt es zwar viele im deutschsprachigen Fernsehen, doch SRF macht es auf seine ganz eigene Art. Einerseits liegt das an den Moderatoren und Gästen, andererseits am Konzept der Sendung. Denn der Schweizer «Literaturclub» will nicht in erster Linie die Zuschauer zum Kauf animieren oder eine laute Entertainment-Show bieten; er gibt sich der Analyse von Büchern hin.

Im Entertainment-Geschäft

Letzten Dienstag wurde das besonders klar. Mit dabei waren neben der Moderatorin Nicola Steiner die Schriftsteller Christoph Keller und Usama Al Shahmani sowie die Literaturwissenschaftlerin Daniela Strigl. Zu Beginn der Sendung wurde Christian Krachts «Eurotrash» besprochen, ein Buch, dessen sich dieses Frühjahr jedes Feuilleton annahm und auch jede TV-Bücherrunde. Das SWR-«Lesens-

Jazz

Stehender Sturmlauf

Peter Rüedi

Nik Bärtsch: Entendre. ECM 2703 3528110

Die Musik des Zürcher Pianisten und Komponisten Nik Bärtsch hat viele Quellen. Aber gleichviel, ob in seinen Gruppen Ronin und Mobile oder, wie auf seinem jüngsten Album «Entendre», am Piano solo, ist sie ein ganz unverwechselbarer hypnotischer Strom. Bärtsch ist fasziniert von der japanischen Kultur, Ronin verdankt den Namen den herrenlosen Samurai in den Filmen des grossen Akira Kurosawa. Für deren Musik erfand Bärtsch die Formel «Zen Funk» oder «Ritual Groove Music». Er liebt den grossen Flow und die Wirbel einer vertrackten Polyrhythmik, und gleichzeitig hält er, paradox wie die Meister der Minimal Music, durch das Mittel der Repetition die Zeit an, in der alle Musik notwendigerweise verläuft. Eric Satie, dieser Minimalist vor dem Begriff, sprach von einer «musique d'ameublement» und dem Ideal einer «musique en blanc et immobile», und in beiderlei Hinsicht dürfen wir in Bärtsch einen späten Nachfolger von Satie sehen. Auch seine Musik können wir «betreten, bewohnen wie einen Raum».

Von seinem Buch «Listening: Music, Movement, Mind» (Lars Müller Publishers, erscheint im Juni), einem Kompendium von theoretischen Überlegungen zu seiner Musik und zur Ästhetik im Allgemeinen wie zu autobiografischen Zusammenhängen, sagt Bärtsch: «Dieses Buch will dir zuhören. Zwischen Inhalt und eigenem Denken entsteht ein Dialog, ein konziser Flow: Leser und Buch werden eins.» Ein hoher Anspruch, aber nicht ohne Folgerichtigkeit. Auch Bärtschs Musik will «zuhören», sie ist eine Einladung an den Hörer, sich in ihren Räumen eigene Gedanken zu machen. Eine Aufforderung zur Partizipation.

Der Widerspruch zwischen der Statik dieser in subtilsten Nuancen sich entwickelnden Musik und ihrem enormen Drive und Groove, ihrer perkussiven Motorik, ist nicht die einzige Paradoxie von Bärtschs Kunst (Kafkas Bemerkung über Kleists «Penthesilea» trifft auch auf sie zu: Sie ist ein «stehender Sturmlauf»). Eine andere ist die Spannung zwischen einer geradezu meditativen Konzentration und einer inspirierten Leichtigkeit, einer Begabung, sich selbst mit Einfällen fast im Beiläufigen zu überraschen. Improvisation nicht als imperiale Verfügung über kompositorisch festgelegte Vorgaben («Module» nennt Bärtsch seine Stücke), sondern durch fortschreitend tastende, minimale Verschiebungen, Ausweitungen und Verkantungen.



Fast schon meditativ: SRF-Literaturclub vom 18. Mai.

wert-Quartett» stritt sich schon im März lautstark darüber, und das «Literarische Quartett» im ZDF teilte sich, wie auch die Feuilletons, in Extreme – unendliches Lob auf der einen Seite, vernichtender Verriss auf der anderen.

Klar, das Mediengeschäft ist auch ein Entertainment-Geschäft, und in einer Zeit abnehmender Konzentrationsfähigkeit und wahnsinnig schneller Social-Media-Kanäle haben Bücherbesprechungen einen schweren Stand – zumal bei einer Runde, in der alle Akteure nur dasitzen und sprechen und keine cineastischen Bilder geboten werden. Ein wütender Kritiker hingegen ist unterhaltsam – ganz

Es gelingt der Sendung, die letzte Bastion des ruhigen Fernsehens zu besetzen.

im Sinne der Überfigur Marcel Reich-Ranicki –, aber meist geht das auf Kosten der Tiefe. Die Diskussionen über «Eurotrash» verdeutlichen das sehr schön.

Zwar gab Keller an, das Buch «ganz schön schrecklich» zu finden, während Al Shahmani von Kracht angetan war, doch die Diskussion, die sich daraus ergab, entwickelte sich erstaunlich ambivalent. Sie konzentrierte sich auf die Analyse einzelner Szenen und Querverweise statt auf das Urteil, auf Thesen und Streit. Die Sendung war kein Einzelfall, hin und wieder, gerade wenn Gäste aus der Politik oder der Comedy dabei sind, wird auch der «Literaturclub» dynamisch und zum Entertainment, doch ansonsten gelingt es der Sendung, die letzte Bastion des ruhigen Fernsehens zu besetzen.

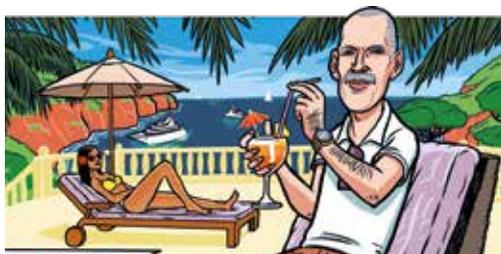
Womöglich liegt es auch am Zürcher Papiersaal, wo die Sendung aufgezeichnet wird, am rot-blau beleuchteten Hintergrund, an den gros-

sen Fenstern und Vorhängen, die ein wenig an ein Wohnzimmer in einem Anwesen erinnern anstatt an eine Gladiatorenhalle wie beim ZDF. Nach gut 75 Minuten wirkt das fast schon meditativ und gleichzeitig seltsam herausfordernd, weil man sich als Zuschauer plötzlich mit der Diskussion auseinandersetzen muss, anstatt mit Bildern überladen zu werden.

Der amerikanische Schriftsteller David Foster Wallace sagte 2003 in einem Interview, dass der Reiz von Drogen und Entertainment (er nennt interessanterweise beides in einem Atemzug) in der Flucht vor den eigenen Problemen und dem eigenen Leben liege. Literatur konfrontiert einen bestenfalls nun aber eben mit den Dingen, die man beiseitelegt. Nur schon das Alleinsitzen, um in Ruhe zu lesen, füttere, so Wallace, einen Teil in uns, der in Ruhe leben könne, ohne jegliche Stimulation. Unter diesem Aspekt wäre es seltsam, wenn ausgerechnet Sendungen über Literatur nichts anderes im Sinn hätten, als zu stimulieren und laut zu sein. Wie schön, dass der SRF-«Literaturclub» das verstanden hat.



LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Mein Dressdown-Code

Mark van Huissing

Vor kurzem ging's hier um Styler-Fragen – «darf man das?» und «wie sehen Sie denn aus?», Sie erinnern sich. Respektive, dass Antworten darauf was für Leute ohne Sorgen seien («Ich möchte Ihre Probleme haben, und das Vermögen der Familie Rothschild»). In der Hoffnung, viele Leserinnen und Leser mit wenigen Sorgen zu haben, dieses Mal eine Spalte zur neuen Männermode. Und zwar stufengerecht Mode für CEOs, Manager oder Unternehmer.

Hohe Wirtschaftsleute suchen oft Beachtung. Solche können sie bekommen durch geschäftliche Leistung, was anstrengend ist. Alternativ lässt es sich auch auffallen durch die Wahl der Kleidung respektive Schuhe. Als Elon Musk das Tesla-Modell Y zeigte, kam das neue Auto bei manchem Berichterstatter an zweiter Stelle – Musks massgefertigten schwarz-roten Air-Jordan-1-Nike-Turnschuhe stahlen dem Elektromobil die Show.

Manche Manager produzieren geschäftlich mehrheitlich Flops, liefern dabei aber eine kommentierenswerte Optik, das geht auch. Nachdem Urs «mein Freund» Rohner neulich weitere milliardenteure Anlagefehlerscheide der Credit Suisse verbreiten musste, zeigten viele Bilder in Zeitungen und auf News-Webportalen den damaligen CS-Präsidenten im von ihm bevorzugten legeren Aufzug, mit offenem Hemd unter nicht zugeknöpftem Jackett (er mag Tom Ford).

Die Liste liesse sich fortschreiben. Stattdessen folgt von Ihrem Kolumnisten eine Antwort darauf, weshalb immer mehr Leistungsträger nicht länger Seidenkrawatten-, Dreiteilige-Anzüge- und Rahmengenähte-Schuhe-Träger sein wollen. «Wir sind hochdynamisch und schrecklich

locker, so sieht's aus», ist ein Teil der Erklärung. Eine weitere: Marketingtechnisch steht man lieber für ein Start-up als für eine hundert Jahre alte Traditionsfirma, weil das cooler ist.

Die amerikanische TV-Serie «Billions» zeigt scharf, wie gegenwärtig so oft im Fernsehen, worum es geht: Hedgefonds-Milliardär Bobby Axelrod wird vom zuständigen Staatsanwalt von Manhattan bedrängt. Endlich, meint der Zuschauer, habe der konservativ gekleidete Staatsdiener genügend Beweise, um den Superinvestor wegen Insidergeschäften um sein Geld und vielleicht ins Gefängnis zu bringen. Doch immer ist Bobby, im Kaschmirkapuzenpullover von Loro Piana und auf Designerturnschuhen, wendiger und dem Gegenspieler voraus (zurzeit läuft die fünfte Season, hierzulande nur auf Sky Show leider, nachdem Swisscom-Verantwortliche – ohne Krawatte und Jackett vermutlich – Sky Atlantic aus ihrem Senderangebot kippten).

Kleidung sei Kommunikation ohne Worte, sagt man. Und die Aussage eines solchen Outfits: Ich bin einer des obersten Einkommensempfängerprozents der Welt respektive, wenn es um Hedgefonds-Milliardäre geht, des obersten Prozents des obersten Prozents. Und kann's mir erlauben, rumzulaufen wie ein Praktikant oder Teilnehmer einer Klimademo – Sweatshirts mit Kapuze waren die längste Zeit Hobbyanarchisten oder anderen Leuten, die sich plötzlich unkenntlich machen mussten, vorbehalten.

Der sogenannte Distinktionsgewinn nach Pierre Bourdieu, einem französischen Soziologen, der seit der Erfindung von Männermode zirka im 17. Jahrhundert von feiner Kleidung und dem damit verbundenen Unterschied

«Bei mir ist die ganze Woche casual friday, also muss ich es geschafft haben.»

stammte, muss heute aus anderer Quelle bezogen werden. Schliesslich kann sich jeder durchschnittliche Kader schicke Stoffe beziehungsweise Designerstücke kaufen.

Stilprägend für die neue Managermode waren Alphamänner der Technologiebranche. Die Mischung des Silicon Valleys aus Lage – wenige Meilen von San Francisco, dem einstigen Hippie-Hauptsitz, entfernt – und unangepasster Geisteshaltung der Techno-

logietüftler, brachte den Dressdown-Look hervor. Dieser Dresscode, der keiner sein wollte, hat über den erwähnten Gedanken «bei mir ist die ganze Woche casual friday, also muss ich es geschafft haben» hinaus weitere Vorteile: Die Stücke sind bequem, und zudem verbreiten sie Gründergeruch sowie Fabrikantenflair – es könnte ja sein, dass in einem, der im Rollkragen daherkommt, wie einst Steve Jobs daherkam, auch ein bisschen Steve Jobs steckt.

Könnte sein, tatsächlich ... Wenn die Wahrscheinlichkeit auch niedrig ist. Naheliegender dagegen ist, dass bloss ein Mister Mittelmass drinsteckt. Aber wenigstens einer mit Style.



UNTEN DURCH

Geburt

Linus Reichlin

Vor ein paar Wochen war Muttertag. Aber das hat mich nicht interessiert, denn ich bin keine Mutter, und zwar aus Überzeugung nicht: Das Herumtragen von Leuten in meinem Bauch ist nichts für mich. Mit so was wollte ich gar nicht erst anfangen. Ich bin gern allein, vor allem in mir drin verzichte ich gern auf Gesellschaft. Zudem bin ich ein hochsensibler Mann: Es würde mich ästhetisch nicht befriedigen, wenn irgendjemand mit einer knorpeligen Nabelschnur mit mir verbunden wäre.

Meiner Ex-Frau jedoch hat das gefallen, was mich nicht verwunderte; sie hatte generell sonderbare Vorlieben. Aber es traf sich gut: Ich wollte Kinder, um meinem Curriculum Vitae einen *human touch* zu verleihen, und meine Ex-Frau wollte sie gebären – sie riss sich geradezu darum. Dass ich dabei zuschauen musste, war eigentlich nicht Gegenstand unserer Abmachung. Wenn ich eine Wurst kaufe, will ich ja auch nicht beim Schlachten und bei der Abfüllung der Wurstmasse in künstliche Därme dabei sein. Kleiner Scherz. Nein, natürlich woll-

te ich bei der Geburt dabei sein! Denn wie schon Lukrez in seinem Buch «De rerum natura» sagte, es ist «angenehm und beruhigend, vom festen Land aus einem anderen beim Schiffbruch zuzusehen». Ich beobachtete also im Gebärsaal von einem relativ bequemen Stuhl aus meine Ex-Frau dabei, wie sie für den aufrechten Gang des Homo sapiens büsste. Mehr als einmal dankte ich der Natur für die Gnade, eierstocklos geboren worden zu sein. Denn was meine Ex-Frau da auf dem Gebärhocker aus Bioholz durchmachte, wünscht man seinem schlimmsten Feind nicht, beziehungsweise auch nicht seiner Ex-Frau. Ich kann mit Worten nicht beschreiben, was da vor sich ging, aber Arnold Schönbergs atonales Klavierkonzert op. 42 gibt einen guten Eindruck von den widernatürlichen Vorgängen, deren Zeuge ich wurde.

Meine Ex-Frau verwandelte sich vor meinen Augen in eine zwischen Schmerz und Glück hin- und hergerissene Höhlengöttin, die unter anschwellenden Schreien am Schluss ein uraltes, gräulich-rotes Wesen in unsere Welt hineindrückte, das aussah wie Keith Richards von den Rolling Stones. Die Hebamme säuberte das Baby – oder was immer es war – von den Kollateralsäften, die reichlich an ihm hafteten, und drückte es mir dann, eingewickelt in ein weisses Tuch, in die Arme. Das weisse Tuch verlieh dem Kind etwas Religiöses. Ich wusste nicht, ob ich es jetzt anbeten sollte. Oder was wurde nun von mir verlangt? Die Hebamme sagte, es werde nichts von mir verlangt, ich solle mich einfach meinen Gefühlen überlassen. Nun, das hiess, sich dem Nichts zu überlassen. Denn ich fühlte nur das Bedürfnis nach einer Zigarette, da die Geburt länger gedauert hatte als ein Spielfilm von Coppola.

Zum Glück nahm mir die Hebamme das christkindähnliche Bündel wieder ab und legte es in eine durchsichtige Wiege, die aussah wie ein mobiles Aquarium. Die Räder des Aquariums quietschten schrill, als die Hebamme das Kind aus dem Gebärsaal schob. «Das ist ein schlechtes Omen», sagte ich zu meiner Ex-Frau. Doch sie war nicht ansprechbar. Sie begriff nicht, dass unser Kind sein Leben lang in Stresssituationen ein schrilles Quietschen im Kopf hören würde. Ich fühlte mich mit meinen väterlichen Sorgen alleingelassen und sah mich plötzlich umgeben von den dunklen Schatten einer postnatalen Depression. Eine Heerschar von Ärzten und Krankenschwestern kümmerte sich übertrieben um meine Ex-Frau – ich

aber wurde von denselben Leuten zusammengeschissen: «Das Rauchen im Gebärsaal ist verboten!», «Nein, Sie dürfen hier auch dann keinen Whiskey trinken, wenn Sie ihn selbst mitgebracht haben!», «Nein, wir werden die Organe Ihres Kindes nicht verkaufen!». Ich kann mit Worten nicht beschreiben, was ich nach der Geburt durchgemacht habe. Eine Frau würde das psychisch gar nicht verkraften können.



FAST VERLIEBT

Sprachen der Liebe

Claudia Schumacher

Er koche dauernd, er backe Brot – und was mache sie?, empörte sich ein Künstlerfreund. Sie esse das einfach, sage nicht mal gross Dankeschön: «Als wäre das selbstverständlich!»

Dass er Sex wolle, andauernd, praktisch täglich und am Wochenende gleich mehrfach, erzählte mir mal eine Freundin über ihren Partner: «Was bin ich, ein Karnickel?»

«Liebe, allein das Wort!», sagte neulich eine Kollegin am Telefon: «Ich finde das so kitschig, kann das kaum zu meinem Mann sagen. <Ich liebe dich>: Da fühle ich mich wie eine Schauspielerin, der man eine schlechte Phrase in den Mund gelegt hat.»

Klingt nach einem Haufen ganz unterschiedlicher Probleme? Nicht unbedingt. Glaubt man dem Paarberater und Sachbuchautor Gary Chapman, geht es hier eigentlich nur um eines: Wir alle sprechen unterschiedliche Sprachen der Liebe.

Meinem Künstlerfreund sind Hilfsbereitschaft und Fürsorge sehr wichtig. Er backt, er kocht, er liebdiener. Aber weil seine Freundin nicht dieselbe Liebessprache spricht, konsumiert sie das einfach – ohne zu verstehen,

was er ihr eigentlich damit sagen will. Und er fühlt sich dann schnell ausgenutzt.

«Die fünf Sprachen der Liebe» heisst das Buch, mit dem Chapman 1992 einen Welthit landete. Darin unterteilt er die menschliche Art, Liebe zu zeigen, in fünf Muttersprachen: 1. Lob und Anerkennung, 2. Zweisamkeit, 3. Geschenke, die von Herzen kommen, 4. Hilfsbereitschaft, 5. Zärtlichkeit. Jeder Mensch hat etwas anderes, was ihm besonders wichtig ist – und was er braucht, um sich geliebt zu fühlen.

Ebenso, wie eine englischsprachige Person und eine deutschsprachige zusammen glücklich werden können, wenn sie die Sprache des anderen lernen, ist es laut Chapman auch möglich, sich Fremdsprachen der Liebe anzueignen. Dass mindestens einer die Sprache des anderen lernt, ist obligatorisch für ein gewisses Grundverständnis in der Beziehung. In Krisen kann die Fremdsprache aber nicht die eigene Muttersprache ersetzen, daher lohnt es sich, wenn jeder die Liebessprache des jeweils anderen lernt.

Das heisst: Wenn mein Künstlerfreund einmal richtig niedergeschlagen ist, muss seine Freundin eben mal für ihn das Brot backen, ihm ein Abendessen kochen, damit er sich geborgen fühlen kann – nicht immer nur umgekehrt.

Jeder liebt so, wie er eigentlich geliebt werden will. Wer das Gefühl hat, mit seiner Liebessprache bei seiner besseren Hälfte nicht recht landen zu können, hält am besten inne und schaut sich an, was das Gegenüber aussendet. Mit grosser Wahrscheinlichkeit braucht sie selbst genau das.

Zu geben, was man hat, ist leicht. Aber zu geben, was der andere braucht: Das ist Liebe für Fortgeschrittene.



„Das macht dann pro Windpocke
5 Franken Zuzahlung!“

Unterschied zwischen Fisch und Whisky

Wir sassen da, kauten Betelnüsse, tranken Palmwein, redeten über das Leben und seine Ungerechtigkeiten.



Alles wie früher: Ulithi im pazifischen Ozean.

Ich bekam unlängst eine Mail von weit her, aus Ulithi, das ist ein Atoll im Archipel der Karolinen. Es ist 36 Kilometer lang, 24 Kilometer breit und besitzt eine riesige Lagune. Im Grunde besteht es aus ein paar Hütten und Häusern, Sand, Palmen, gut 700 Einwohnern und vor sich hin rostenden Schiff- und Flugzeugwracks aus dem Zweiten Weltkrieg. Die USA nutzten die Lagune von Ulithi als Basis, 700 Kriegsschiffe ankerten dort, die Japaner bombardierten sie, es war ein monströses Gemetzel unter Palmen.

Als ich vor ein paar Jahren auf Ulithi war, sass ich meistens mit dem Sohn des Oberhäuptlings im Männerhaus unweit des Strands. Wir sassen da, kauten Betelnüsse, tranken Palmwein, redeten über das Leben und seine Ungerechtigkeiten, und als wir uns angefreundet hatten, fragte mich Littlechief Taithau, ob ich ihm zwanzig Dollar leihen könnte.

Voluminöse Körper

«Sure, Littlechief, no problem», sagte ich. Er würde es mir zurückbezahlen, nicht heute, morgen auch noch nicht, vielleicht in ein, zwei Jahren, wenn das Hotel auf der Insel gebaut sei und dann mehr Geld nach Ulithi komme als Karettschildkröten. «Ja, ja», sagte ich. Ich gab ihm zwanzig Dollar, und Littlechief verschwand. Ich sass da im Männerhaus mit vielleicht noch sieben, acht andern. Alle waren dick, ein paar richtig fett. Das war mir immer schon ein Rätsel in der Südsee und an ihren Rändern, weshalb viele dort solch voluminöse Körper haben.

Die naheliegendsten Gründe sind: die Eintönigkeit des Paradieses. Unterstützungszahlungen sowie all das Dosenfutter aus den USA und die Süßigkeiten und das Bier und der Schnaps, die man im kleinen Laden unweit des Männerhauses kaufen konnte. Früher gingen die Männer fischen, aber dann merkten sie, dass Einkaufen weniger Arbeit ist und die Frauen das gerne tun. Und sie hielten Kellogg's Cornflakes und Dosen-Corned Beef für Fortschritt.

Es war die Zeit, als ihre Träume sich veränderten, und der Quell ihrer Träume waren zuerst die Bilder aus den Lifestyle-Magazinen, später eine Internetverbindung. Zuerst allmählich und dann plötzlich ging Kacken im Freien nicht mehr, eine Toilette musste her. Und fließend Wasser in den Hütten. Und dann Klimaanlagen, Kühlschränke. An die Handgelenke mussten Uhren, ins Gesicht der Frauen Make-up, und so weiter.

Ulithi stand, wie man so sagt, am Anfang des neuen Jahrtausends an seinem Scheideweg. Tagelang sassen die Häuptlinge im Männerhaus und berieten sich. Die Ausgangslage war die: Das Geld aus dem von den USA eingerichteten Hilfsfonds wäre in einem Jahr aufgebraucht, die ersten Nachrichten, dass ein Klimawandel ihre Insel entweder verdorren oder versinken lassen könnte, erreichten das Atoll, die amerikanischen Waren hatten ihnen den Appetit auf Fisch, Kokosnüsse, Bananen und die Früchte des Brotbaumes genommen. Ich vermute inzwischen, dass das Fett an ihren Köpern so

was wie ein Schutzschild gegen das Magere geworden war, das sie in der Zukunft sahen.

Priester kamen hinzu, warfen allerlei Fischköpfe und Hühnerfüße um sich und legten einen dicken Rauch über alles, um darin das beste ihrer Schicksale zu erahnen. Sie einigten sich darauf, eine ihrer Inseln an eine ausländische Investitionsfirma zu verpachten, die darauf ein Hotel bauen würde.

Kein Covid

Ich war dort zu der Zeit, als das Hilfsfondsgeld nicht mehr und das Hotelgeld noch nicht floss. Nie mehr seither habe ich in einem Paradies eine tiefere Verzweiflung angetroffen als damals. Dann kam Littlechief zurück, eine Flasche Whisky in der Hand. «Michael», fragte Littlechief, «kennst du den Unterschied zwischen Fisch und Whisky?» – «Littlechief?» – «Der Fisch ist auch morgen noch da.»

Das war der Moment, in dem mir ein für alle Mal klar wurde, wie kompliziert und widersprüchlich Menschsein ist, und dass selbst ein Sein im Paradies sich nach künstlichen Paradiesen sehnt, um sich selbst erträglicher zu fühlen.

Sein Vater sei gestorben, schrieb Littlechief. Das Herz, die Leber, Lebensmüdigkeit. Man wollte ihn noch ins Krankenhaus auf die Hauptinsel Yap bringen, aber bevor das Flugzeug kam, sei er schon entflohen. Und ich solle vorbeikommen. Es gäbe kein Covid auf der Insel, keine Touristen. Alles sei wie früher.

Eine Art Religion

Santina Vaccaro, 53, arbeitet als Pizzaiola.
Als Frau ist sie besonders gefragt.

Ich bin eine Tochter der italienischen Pizzakunst. Seit sechs Jahren komme ich in die Schweiz, um zu arbeiten. Seit einem halben Jahr bin ich in Luzern. Ich mag die Stadt, vor allem den See, sehr. Davor war ich in Florida, wo ich gigantische, amerikanische Pizze zubereitete, komplett überfüllt mit Zutaten wie Käse, Peperoni, alles gemischt. Als Italienerin blutete mir zeitweise das Herz, weniger ist mehr. In Amerika war es nicht wie im Tessin, einer meiner ersten Stationen als Pizzaiola. Zuallererst arbeitete ich in Bergün, dann in Davos und Lugano. Frauen, die Pizza machen, sind sehr gefragt, wie ich über die Jahre festgestellt habe.

Meine Tage beginnen um zehn Uhr morgens. Dann heize ich den Holzofen ein, knete den Teig und bereite die Zutaten vor. Ich mache eine *mise en place*, um möglichst schnell arbeiten zu können. An einem normalen Tag werden hundert bis zweihundert Pizze bei mir bestellt. Für eine Pizza brauche ich etwa eineinhalb Minuten. In der Schweiz arbeiten Pizzaioli meist alleine, ohne Hilfe, das kann stressig sein. Trotzdem liebe ich meinen Job, es ist mehr als das, es ist meine Leidenschaft, eine Kunst.

Kraft und Geschick

Geboren und aufgewachsen bin ich in Bologna. Meine Familie stammt aus Süditalien, aus Tramonti an der Amalfiküste. Mein Vater war Pizzaiolo, mit einer eigenen Pizzeria. Als ich acht Jahre alt war, zeigte er mir zum ersten Mal, wie es geht: Ich knetete meinen Teig, der aber viel zu wässrig war. Ich habe versucht, ihn zu schwingen, damit er gross und rund wird. Als er ganz flach war, hob ihn mein Vater am Rand an und pustete unter den Teig. Weil er zu dünn war, sah es aus wie bei einem Vulkan, bis der Teig in der Mitte zerriss und die Luft durchliess.

Studierte habe ich an der Accademia di Belle Arti in Bologna. Ich wollte Künstlerin werden; ich liebe es, Theater zu spielen. Da ich immer schon gerne Pizze zubereitete, kombinierte ich meine Künste, indem ich meine Kreationen mit kleinen Rosen aus *prosciutto crudo* verzierte. Ab 1980 begann ich mich professionell mit Lebensmitteln zu befassen; die Zutaten sind das A und O einer guten Pizza. Die Qualität ist entscheidend, vor allem müssen sie frisch sein.

Frauen sind in meinem Beruf selten, es ist wie bei Köchen: Ich glaube, in Italien sind es,

wenn überhaupt, Töchter von Pizzaioli, die sich mit dieser Kunst beschäftigen. Für mich sind Pizze direkt mit meiner Familientradition verbunden. Für uns sind sie eine Art Religion, eine verwurzelte Passion. In Italien gehören sie zur Esskultur wie der Fiat in die Garage. Da die Frauen eher zu Hause bleiben, gibt es viel weniger Pizzaiole, obwohl es eigentlich wir sind, die mehr kochen. Wer besser kocht, weiss ich



«Forza Italia»: Pizzabäckerin Vaccaro.

nicht; mein Vater kocht zum Beispiel sehr gut. Das Problem ist, dass die meisten Haushalte zu Hause keinen richtigen Pizzaofen haben.

Das ist auch der schwerste, anstrengendste Teil meines Berufs. Die Bedienung des Ofens erfordert Kraft und Geschick. Die Schaufel kann so lang und schwer sein, dass man es abends merkt, wenn man sie den ganzen Tag benutzt hat. Für Frauen ist das wohl abschreckend. Ich habe mich mittlerweile daran gewöhnt, auch an die Hitze.

Meine Lieblingspizza heisst «Forza Italia». Dafür ist ein guter Teig wichtig, dazu Tomatensauce, Büffelmozzarella, *prosciutto crudo*, Rucola und Parmesan. Mein Sohn liebt sie mit Mascarpone. Er ist bereits erwachsen. Mein künstlerisches Gen habe ich an ihn weitergegeben. Er rappt in seiner Freizeit, ich zeichne zum Ausgleich.

Aufgezeichnet von Roman Zeller



THIEL Punk

Er: Die heutige Jugend tut mir leid. Die Jungen dürfen ja gar nichts mehr machen. Es ist plötzlich alles verboten. Wir haben in diesem Alter damals pausenlos wilde Partys gefeiert!

Sie: Ja, wir hatten mehr Glück. Die 1980er Jahre waren wohl die freiesten Jahre, die man als Jugendliche haben konnte.

Er: Wir feierten verrückte Partys in lächerlichen Kleidern und mit wilden Frisuren.

Sie: Wir tanzten mit einer Bügelbierflasche in der Hand und geschlossenen Augen zu schlechter Musik und nannten es «Punk».

Er: Ja, denn um Punk zu sein, musste man weder intelligent noch attraktiv sein und auch keinen besonderen Background haben. Es musste einem bloss alles andere ziemlich egal sein.

Sie: «No future!» – das war unser Lebensgefühl.

Er: Und dann gab es aber auch noch die anderen, die Streber: die Popper.

Sie: Die mit den weissen Seitenstreifen an ihren hellblauen, karottenförmigen Buntfalten-Jeans und den weissen Tennissocken?

Er: Ja. Die Popper sahen immer so aus, als hätte man sie gerade aus einem Werbeplakat der Kantonalbank ausgeschnitten.

Diese pseudooptimistischen Mitläufer mit ihren angepassten Zukunftsplänen.

Sie: Sie hatten keine eigene Meinung. Sie fanden gut, was in der Hitparade gerade zuoberst war.

Er: Das war die grosse Mehrheit. Die Popkultur war der Mainstream. Wir Punks hingegen waren nur eine Randerscheinung. Die meisten sind dann in den 1990ern an den Drogen zugrundegegangen.

Sie: Die Popper haben das Rennen gemacht und besetzen heute Schlüsselpositionen in Politik und Wirtschaft.

Er: Und dort lassen sie gerade das Lebensgefühl der Punks für die heutige Jugend real werden: *no future!*

Andreas Thiel

Vorwegnahme des Happy Ends

Ristorante Bindella

In Gassen 6,
8001 Zürich
Tel. 044 221 25 46

Mit den geschlossenen Restaurants ist es wie mit fast allem im Leben: Man hält es aus, bis sich die Öffnung konkret abzeichnet. In den letzten Tagen davor aber hat man endgültig die Nase voll und glaubt es schon nicht mehr abwarten zu können.

Kein Aufwärm-Food vom Take-away, keine schlabbrige Pizza mehr vom Kurier. Mag es auch Katzen hageln und Elefanten regnen: lieber frieren und auf einer verregneten Terrasse etwas Anständiges essen.

Wir waren an einem unserer Lieblingsorte, im Flaggschiff von Bindella, In Gassen beim St. Peter in Zürich. Über die Sonnenschirme



gespanntes Plastik hielt den Regen ab, eine Gasflamme im Glasrohr verschaffte psychisch und physisch etwas Wärme – und endlich: Ein sympathischer Kellner öffnet für uns eine Flasche *Vino Nobile di Montepulciano* – für einmal müssen wir nicht mehr selbst zum Zapfenzieher greifen –, und er stellt uns Bigoli mit *ragù* und Parmesanscheiben, diverse in der Pfanne gedrehte frische Pilze sowie Thonpaste mit knusprigen Brotscheiben auf den Tisch.

Es schmeckt so köstlich, dass sogar der Regen kurz aufhört. Dann kommen ein Millefeuille aus Branzino-Tranchen mit hübschem Grillmuster, zarte Kalbsfilets und ein aromatisch duftendes Pfännchen voller perfekt gegarter Gamberoni mit Frühlingszwiebeln, Knoblauch und Peperoni.

Es wird wieder schön werden

Abschliessend werden noch aromatische Erdbeeren, Espresso und Dai-Dai (Glacwürfel) serviert. Nun schaut sogar noch kurz die Sonne vorbei, und wir können mit geschlossenem Regenschirm zum Parkplatz spazieren und gutgelaunt in der Stadt noch etwas Windowshopping betreiben.

Ja, jetzt glauben wir es, auch wenn es verdammt lange gedauert hat: Das Leben wird wieder so schön werden, wie es einst vor der Pandemie war!

WEIN/PETER RÜEDI

Sardiniens Stolz

Poderi Parpinello: San Costantino.
Cannonau di Sardegna DOC 2017.
14%. Divo, Givisiez. Fr.14.80.
www.divo.ch

Über den Ursprung der roten Hauptsorte Sardiniens gibt es bis heute einen Diskurs, der von sardischer Seite nicht ohne nationale Emphase geführt wird (besser: nicht ohne regionalen Nachdruck – fühlt sich ein Sarde doch nur bedingt als Italiener). Der Sachverhalt ist der: Die Cannonau, so heisst die sardische Traube, ist identisch mit der spanischen Garnacha respektive der französischen Grenache, einer der (namentlich unter südlichen Bedingungen) erfolgreichsten Weinsorten überhaupt. Sie prägt, zusammen mit der Monastrell (französisch Mourvèdre) und der Syrah, viele erstaunliche Weine beidseits der Pyrenäen, oft auch fast oder ganz im Alleingang einige der grössten Châteauneufs-du-Pape.

Die Auseinandersetzung über ihren Ursprung, die mit linguistischen Argumenten ebenso ausgefochten wird wie mit gentechnischen, ist mit letzter Sicher-



heit nicht entschieden, neigt sich aber aller Wahrscheinlichkeit der spanischen Seite zu. Wie auch immer: Aus schweizerisch-neutraler Sicht halten wir uns ohnehin an das, was wir im Glas riechen und schmecken, und da die Beziehungen Sardiniens zu Spanien nicht erst in der Zeit eng waren, als die Insel eine spanische Kolonie war (von 1479 bis 1720), mag uns der aus historischer Sicht verständliche Streit um das Geburtsrecht der Traubensorte egal sein. «Cannonau or Garnacha, what does it matter as long as we like the wine»: Wir teilen die Meinung des anonymen britischen Kommentators, wagen den Sprung übers Mittelmeer und widmen uns, gewissermassen als Fortsetzung der Kolumne über den grossen Grenache von Alain Chabanon aus der Languedoc (*Weltwoche* Nr. 20/21), dem

Hier und Jetzt, dem Cannonau San Costantino der Poderi Parpinello aus dem Nordwesten der Insel, einer bescheideneren, in der Preis-Genuss-Relation freilich nicht weniger eindrücklichen Interpretation der vielnamigen Sorte.

Mit seinem Sohn Paolo bewirtschaftet Giampaolo Parpinello in dritter Generation zwanzig Hektar zwischen den Städten Alghero und Sassari. Neben dem weisen Vermentino und einigen autochthonen Spezialitäten liegt sein Fokus auf dem Cannonau. Die Version des San Costantino aus dem sehr guten Jahr 2017 ist ein schöngebauter, eleganter Wein, der mit intensiven Aromen von roten Früchten sein besonderes Terroir ausdrückt. Keine Überreife. Viel Frische, viel Substanz, gut im Alkohol, aber nicht fett. Ausgebaut im Stahltank und in der Flasche gereift. Runde Tannine. Kein Holz. Würzig, vielleicht mit einer Spur Lakritz, Zimt oder auch Kakao. Aber was zählt, ist ohnehin nicht analytische Erbsenzählerei, sondern der harmonische Zusammenklang. Ein Cannonau, der offen ist für viele Lesarten. Sehr authentisch, sehr inspirierend.

Bereit zum Sprung

Eine Tour über Landstrassen und an Seen vorbei mit der Indian FTR R Carbon, die auf Schweizer Ingenieurskunst gebaut ist.



Beim Losfahren und in den ersten Kurven fühle ich mich ein wenig so, als sässe ich wie zum Sprung bereit auf der vibrierenden Maschine, die sich auf einer Luzerner Landstrasse jetzt in die nächste Kurve legt. Für zwei Tage fahre ich die Indian FTR R Carbon, ein sogenannter Flat Tracker für die Strasse – angelehnt an die in den USA erdachten *flat track races* (FTR). Dabei geht es darum, einen ovalen, flachen Kurs möglichst im Höchsttempo zu umrunden, wobei natürlich vor allem den Kurven besondere Bedeutung zukommt.

Offensichtlich befinde ich mich nicht auf einem Rundkurs, aber durch die erwähnte Sitzposition auf der FTR kommt es mir vor, als würde ich in jede Kurve richtiggehend eintauchen, während ich die Strasse von Adligenswil Richtung Küsnacht und dann weiter dem Zugersee entlang über Risch fast für mich allein habe. Dabei hat die agile sportliche Maschine mit 1203-ccm-V-Twin-Motor, 123 PS und 120 Nm Drehmoment zwar durchaus Cruiser-Qualitäten, aber lieber möchte sie eigentlich gefordert werden. Im Vergleich zum Vorgängermodell ist die neue FTR durch die niedrigere Sitzposition komfortabler; kleinere Räder und andere Anpassungen sorgen für mehr Agilität.

Das einstellbare Öhlins-Fahrwerk ist auf langen Touren komfortabel genug, die Gasannahme und die Traktionskontrolle lassen sich in drei Fahrmodi einstellen (Sport, Standard, Rain), und Kraft für souveränes bis dynamisches Vorankommen ist reichlich vorhanden.

Indian Motorcycles ist zwar der älteste Töffhersteller der USA (gegründet 1901), aber die

FTR – und andere Modelle der Marke – sind auch auf Schweizer Ingenieurskunst gebaut. Rahmen, Fahrwerk und Antrieb des sportlichen Naked Bikes beispielsweise wurden beim spezialisierten KMU Swissauto in Burgdorf entwickelt. Der Schweizer Spezialist für Renn- und Motorentechnik ist seit 2010 Teil des Polaris-Konzerns, zu dem wiederum die Marke Indian gehört. Es ist natürlich eine eher subjektive Empfindung, aber mir scheint das eine vertrauensbildende Tatsache, die sehr für die Indian FTR R spricht.

Währenddessen habe ich den Zugersee aus den Augen verloren und quäle mich durch das offensichtlich vielbefahrene Cham. Was die Warterei vor Ampeln angenehmer macht, ist eine Zylinderabschaltung, die im Leerlauf für weniger Abwärme sorgt. Im Übrigen ist das in transatlantischer Harmonie entwickelte Motorrad auf die wesentlichen Aspekte reduziert, die einen gewissen Töff-Purismus ausmachen: Auf einem berührungsempfindlichen Bildschirm werden alle relevanten Informationen angezeigt, es gibt selbstverständlich Kurven-ABS und – wer's braucht – auch eine Wheelie-Kontrolle. Ansonsten wurde dafür gesorgt, dass reine Fahrfreude die schönste Freude bleibt.

Indian FTR R Carbon

Motor/Antrieb: Flüssigkeitsgekühlter V-Twin-Motor, 6-Gang-Schaltung; Hubraum: 1203 ccm; Leistung: 123 PS; max. Drehmoment: 120 Nm/6000 rpm; Verbrauch: 5,4/100 km; Preis: Fr. 20 990.–



OBJEKT DER WOCHE

Grosser Wurf

Matterhorn Mirror Green

Für Fr. 25.– erhältlich

Hätte er vor genau 150 Jahren keine Bäckerei aufgemacht, würde man die lustige Scheibe zum Hin-und-Herwerfen nicht Frisbee nennen. Aber William Russell Frisbie eröffnete nun mal 1871 sein Geschäft in Bridgeport, Connecticut, wo er auch Kuchen in runden Blechen verkaufte. Dem einen oder anderen Filmfan fällt es nun wie Schuppen von den Augen: Er erinnert sich, wie Marty McFly in «Back to the Future 3» seinem Freund Doc Emmett Brown 1885 durch den gezielten Wurf einer «Frisbie's»-Tortenplatte das Leben rettet. Mit dieser charmannten popkulturellen Spielerei klärte uns Hollywood in Sekundenschnelle über den Ursprung des Frisbees auf.

Im richtigen Leben waren es aber nicht Westernhelden, die mit den Blechen um sich warfen, sondern Kinder, die mit den weggeworfenen Untersätzen, die erstaunlich gute Flugeigenschaften aufwiesen, spielten. Erst viel später schöpfte Walter Frederick Morrison das riesige Potenzial des Spielzeugs voll aus, verbesserte die Aerodynamik und entwarf eine Scheibe aus Kunststoff. Seit 1959 vertreibt die amerikanische Firma Wham-O diese unter dem geschützten Namen Frisbee.

Wen jetzt die Lust gepackt hat, sich wieder einmal mit dem handlichen Schwebendeckel zu vergnügen, bestellt ihn zum Beispiel im Online-Shop des Verbandes Swiss Ultimate, so heisst die Sportart offiziell, unter ultimate.ch. Und denken Sie daran: Zur Not kann man mit dem lebensrettenden Wurfgeschoss sogar Kuchen servieren.

Benjamin Bögli

Consent Culture

Derweil das politische Bern die Modernisierung des Sexualstrafrechts mit der Ja-Heisst-Ja-Regel diskutiert, hat die popkulturelle Avantgarde bereits vorgelegt. Das «House of Yes» in Brooklyn ist hipper Klub und Hotspot für woke Orgien. «Consent Culture» *avant la lettre* quasi. In diesem Laden sind alle Ausschweifungen erlaubt, so lange sie einvernehmlich sind. Überwacht wird die Einvernehmlichkeit von «Consenticorns», Kontrolleuren mit leuchtendem Einhorn auf der Stirn. Man bleibt also, wie man ist, die Verantwortung wird delegiert. Oder man benimmt sich nur anständig aus der Angst davor, dass man vom kontrollierenden Blick des «Consenticorns» ertappt wird. Der Metaphysiker Slavoj Žižek mahnt, dass die Vision des «House of Yes» darauf beruhe, all das, was wir von Sigmund Freud gelernt haben, zu ignorieren. Das Problem ist nämlich, dass die Instanz, die kontrolliert und unterdrückt, selber zur Quelle der Lust werden kann. Dies nennt man dann Exhibitionismus. Ach, die Welt wird nicht einfacher. Oder vielleicht doch?!

David Schärer ist Werber und Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation.



Woke-Orgien: «House of Yes» in Brooklyn.

FRAGEN SIE DR. M./DER EXPERTE FÜR ALLE LEBENSLAGEN

Kürzlich flog ich im Alltag auf einen Schwindler herein. Gibt es offenkundige Anzeichen, wie ich Betrüger künftig erkenne?
S. H., Hochdorf

Ein Betrüger ist immer einer, von dem man glaubt, er sei keiner. Denn wenn man annimmt oder sicher ist, dass er ein Betrüger ist, kann er nicht betrügen. Darum ist der übliche Ausspruch nach einem aufgeflogenen Betrug: «Das hätte von ihm niemand erwartet!» eine Selbstverständlichkeit, sonst wäre er ja kein Betrüger.

Einem gerissenen Betrüger auf die Schliche zu kommen, ist schwierig. Es gibt aber gewisse Gesetzmässigkeiten, die einen vorsichtig machen müssen. Ein Schwindler hat es immer darauf abgesehen, sich bei anderen in ein gutes Licht zu stellen, sich zum Beispiel als Helfer, als Charmeur, als



uneigennütziger Mensch, als Opfer und so weiter darzustellen.

Hier gilt es vorsichtig zu sein. Viele Schwindler haben auch die Gabe, schöne und bewegende Geschichten zu erzählen. Wenn man in diesen Fällen – vor allem, wenn einem die Geschichte gefällt – immer kritisch hinterfragt, warum erzählt er gerade mir das, dann haben Sie schon eine wesentliche Frage gestellt, die Sie vor dem Schwindler und Betrüger retten kann. Also nicht zu

schnell und leichtfertig auf Mitleid und Nächstenliebe reinzufallen, kann Sie davor schützen.

Aber oft fällt man trotzdem darauf herein. Mit meinen Erfahrungen in Staaten, wo es viele Bettler gibt, könnte ich Geschichten erzählen.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch.

Oder schreiben Sie an Redaktion Weltwoche, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Bettina Walch

Sie war die erste Frau im «Meteo»-Team. Dann stieg sie bei Radio SRF 3 in die Programmleitung auf. Künftig will Bettina Walch, 50, der Schweiz die Biodiversität vermitteln.

Das Angebot klingt verlockend: Waldpicknick auf dem Zürichberg mit selbstgemachtem Vegi-Curry und kühlem Kräutertee – bei Sonnenschein und lauen Frühlingstemperaturen. Doch das Wetter macht uns einen Strich durch die Rechnung. So holen wir unsere Winterjacken aus der Garderobe, füllen die Thermosflasche mit Punsch und setzen uns leicht fröstelnd auf eine Parkbank in der Nähe des Zoos.

Bettina Walch kommt schnell auf den Punkt: «Wir haben die Arbeit aufgenommen. Unser Angebot stösst auf Interesse. Zum Glück!» Die Liechtensteinerin spricht von ihrem neuen Projekt. Nach fast drei Jahrzehnten hat sie ihren Job bei SRF, wo sie zuletzt in der Programmleitung tätig war, gekündigt und den Schritt in die Selbständigkeit gewagt. Ihr Mann schaue sie manchmal schon fragend an, aber sie sei sicher, dass sie das Richtige tue.

«Gesunder Menschenverstand»

Zusammen mit der früheren SRF-Kollegin Isabella Sedivy gründete sie das Unternehmen Plan Biodivers. Die beiden wollen den Menschen Ideen geben, wie man aktiv zur Artenvielfalt beitragen kann: «Es gibt so viele ungenutzte Areale und Flachdächer, die man naturnah gestalten könnte, oder auch private Gärten mit Potenzial.» Es sei auch ein persönlicher Gewinn, die Zusammenhänge zu erkennen, die auf den ersten Blick nicht sichtbar seien: «Wer Vögel liebt, setzt auf einheimische Pflanzen.» Denn diese bieten Nahrung und Unterschlupf für Insekten – von denen wiederum die Vögel leben. Dieses Verständnis zu fördern, ist das Business-Modell. Walch und Sedivy richten sich mit ihrem Angebot an Gemeinden und Kantone – aber auch an Organisationen. Dabei bieten sie mehr als nur Beratung und Betreuung an: «Wir bringen unser grosses Netzwerk mit ein und begleiten die Projekte auf Social Media und online.» Obwohl sie ein Thema bewirtschaftet, das im Zuge der «grünen Welle» emotional

durchaus aufgeladen ist, stellt sie klar: «Wir sind keine Missionarinnen und wollen niemanden belehren. Im Zentrum steht immer der gesunde Menschenverstand.»

Dass sie für dieses Projekt die vermeintliche Lebensstelle bei SRF aufgegeben hat, betrachtet sie nicht als Risiko. Der Schritt sei quasi dem natürlichen Verlauf der Dinge geschuldet. Es sei eine sehr schöne Zeit bei TV und Radio ge-



«Ein sehr schönes Gefühl»: Unternehmerin Walch.

wesen. Doch irgendwann wiederholen sich die Dinge: «Man wird mit jedem Kapitel im Leben etwas gescheiter.» Nach ihrer Zeit als Wettermoderatorin wechselte Walch hinter die Kamera: als Programm- und Projektleiterin. Es sei erfüllend, wenn man die Inhalte mitbestimmen und die Mitarbeiter «grösser» machen könne.

Ihre Zeit im Scheinwerferlicht betrachtet sie heute differenziert: «Als Schätzchen der Nation war ich denkbar ungeeignet. Ich bin manch-

mal auch ein Räf.» Bettina Walch lacht, wenn sie dies sagt. Denn vor 29 Jahren wurde sie unvermittelt in fast alle Deutschschweizer Wohnzimmer getragen. Neben Jörg Kachelmann und Thomas Bucheli war sie Teil der ersten Crew im deutschen Sprachraum, die den Wetterbericht im Infotainment-Format täglich unter die Leute brachte. Zu dieser Rolle sei sie eher zufällig gekommen, erzählt sie: «Meine Mutter arbeitete damals beim *Sonntagsblick* – zusammen mit Kachelmann. Und Jörg suchte Personal für die neue Sendung und munterte mich dazu auf, zum Casting anzutreten.» Walch erinnert sich: «Ich war damals 22 – und ging die Sache reichlich unbedarft an. Aber vielleicht war es exakt diese Natürlichkeit, die mir den Weg ebnete.»

Erste Rechnung verschickt

Nun stellt sich Walch in den Dienst der Natur: «Das Problem von Klimawandel und Biodiversitätsverlust ist viel grösser als Corona.»

Zunächst sah sie sich aber mit alltäglichen Herausforderungen konfrontiert. Denn der Weg in die Selbständigkeit ist von einem bürokratischen Spiessrutenlauf begleitet. Angefangen bei der Wahl der richtigen Unternehmensstruktur (in ihrem Fall die GmbH) über die Eröffnung des Geschäftskontos, das Verstehen und Bewältigen der täglichen Microsoft-Lizenz-Mails, den Eintrag im Handelsregister bis hin zur Abwicklung der Sozialleistungen und der Zahlung der Pensionskassengelder. Glücklicherweise gebe das Internet auf fast jede Frage eine Antwort: «Die Lernkurve ist extrem steil.»

Mittlerweile stehen die administrativen Leitplanken – und auch der finanzielle Rückfluss dürfte bald einsetzen: «Die erste Rechnung ist verschickt. Auch ein sehr schönes Gefühl», sagt Walch, lacht und zieht sich den Wollschal ins Gesicht. Bei der nächsten Verabredung für ein Picknick setzt sie auf das Azorenhoch.

Thomas Renggli

«Man muss optimistisch bleiben»

Mit dem Sex-und-Drogen-Lifestyle konnte Ian Anderson, der einzige Rockstar mit Querflöte, nichts anfangen. Er sparte das Geld, kaufte Land und Wald und begann, Fische zu züchten.

Roger Köppel

Weltwoche: Herr Anderson, besten Dank für die Möglichkeit, mit Ihnen telefonieren zu können. Ich möchte mit der aktuellen globalen Situation beginnen. Wenn Sie dazu einen Soundtrack schreiben müssten, wie würde er klingen?

Ian Anderson: Es wäre wahrscheinlich ein stiller, denn ich befürchte, was wir aus alledem lernen können, ist, zu akzeptieren, dass die Dinge sich geändert haben. Ich sprach gestern etwa mit meinem Sohn über meinen Enkel, er wird bald zwei Jahre alt und in einer Welt aufwachsen, in der Covid-19 wahrscheinlich noch für Jahrzehnte vereinzelt auftreten wird.

Als Parallele: In den Achtzigern war ich in der marinen Aquafarming-Branche tätig. Wir züchteten Lachs in Meerestanks. Wenn sie zu wenig Platz hatten und eine Krankheit bekamen, gab es einen massiven Ausbruch. So ist es auch mit der Erde. Wir sind rund sieben Milliarden Menschen auf einem relativ kleinen Planeten und sind zusammengepfercht wie die Lachse in den Gehegenen. Wir lernten damals schnell, dass wir nicht so viel Fisch produzieren können. Also gingen wir mit der Anzahl runter, und sie waren weniger gestresst, fröhlicher, sie überlebten auch weitere endemische Krankheiten besser. Mit uns Menschen verhält es sich gleich.

Weltwoche: Wir leben in ziemlich verrückten Zeiten. Sie haben Corona erwähnt, und in den USA gibt es all diese Diskussionen über Rassismus, all die Strassentumulte. Der Klimawandel wird diskutiert und, Sie haben es schon angesprochen, die Überbevölkerung. In den Medien gibt es dazu diesen apokalyptischen Ton. Welche Gründe bleiben den Leuten, um dennoch optimistisch in die Zukunft zu blicken?

Anderson: Zuerst einmal müssen wir akzeptieren, dass unsere relativ kleine Welt eine ist, in der wir rücksichtsvoll mit der Umwelt

und miteinander umgehen müssen. Wir haben eine soziale Verantwortung. Wir müssen akzeptieren, dass wir Teil einer grösseren Gesellschaft und voneinander abhängig sind. Wir werden wahrscheinlich noch weitere Epidemien oder Pandemien haben. Das bedeutet Veränderungen, aber nicht das Ende der Welt. Es bedeutet vor allem, dass wir lernen müssen, aufeinander achtzugeben und die Gesellschaft

als einen grossen, lebendigen Organismus zu behandeln, nicht in Klassen zu denken und beispielsweise zu sagen: «Na ja, es sterben ohnehin nur die alten Leute.» Jethro Tull hatte diesen Song «Locomotive Breath» über die Globalisierung, den Entgleisungseffekt, wenn etwas nicht kontrolliert werden kann. Das schien bereits 1971 der Fall zu sein.

Weltwoche: Zwei oder drei Jahre nachdem dieser Song erschienen war, gab es diesen Bericht der Expertenrunde Club of Rome, der an meiner Schule sehr beliebt war. Zumindest können wir sagen, dass diese grünen

Voraussagen nicht eintraten. Glücklicherweise kam es nicht so schlimm. Was Sie beschreiben, klingt dennoch eher düster. Sind Sie der Zukunft gegenüber generell so eingestellt?

Anderson: Es geht mir nicht darum, pessimistisch zu sein, sondern realistisch. Wir können mit den Dingen, so, wie sie sind, lernen zu überleben. Ich hoffe, dass wir nicht wieder zurückkehren zum «Um-die-Welt-Fliegen», nur um etwas Spass zu haben. Ich bin mein ganzes Leben lang viel gereist, weil ich es beruflich muss, aber ich fühle mich deswegen auch schuldig. Glücklicherweise kann ich versuchen, mich von dieser Schuld zu lösen, in meinem Fall etwa durch das Pflanzen von 30 000 Bäumen. Ich fühle mich deswegen jetzt nicht unbedingt besser, aber es ist etwas, wozu ich mich verpflichtet fühle. Wenn du etwas Schlechtes tust, musst du zweimal so viel Gutes tun, um es aufzuheben.



«Ich musste lernen, besser Flöte zu spielen.»

Weltwoche: Als Sie damals die Konzertflöte für sich entdeckten, war Ihnen von Beginn an klar, dass das Ihr Instrument war?

Anderson: Na ja, es war klar, dass es nicht die Gitarre sein würde. Jeder spielte Gitarre, sogar ich. (Lacht) Die Flöte war etwas anderes, das war mir klar. Ich kaufte sie, ohne wirklich zu wissen, was ich damit anfangen sollte. Mit der Flöte wurde auch kaum Blues oder Rockmusik gespielt. Sie gab mir das Gefühl, dass wenn ich ein Musiker sein wollte, kein grossartiger Musiker, sondern ein durchschnittlicher, dass ich dann bessere Chancen haben würde, wenn ich nicht dasselbe tat wie alle anderen, und das klappte mit der Flöte sehr gut.

Ich hatte darauf nach dem Kauf von August bis Dezember nie eine Note gespielt. Ich sass damals allein in meinem kleinen Zimmer, in einem kleinen Städtchen nördlich von London, und ich schaffte es, eine Note zu spielen. Drei Wochen später spielte ich im «Marquee Club» in London, und das war der Anfang von Jethro Tull. Du musst nicht unbedingt der beste Sänger oder Musiker der Stadt sein, du musst die Leute nur davon überzeugen, es zu sein. (Lacht) Eine Zeitlang kommt man damit durch, man kann, wie Donald Trump, die Leute glauben lassen, ein tatkräftiger Prä-

«Wenn du etwas Schlechtes tust, musst du zweimal so viel Gutes tun, um es aufzuheben.»

sident zu sein, aber früher oder später holt es einen ein, wenn man nicht lernt, den Job zu erledigen. In meinem Fall musste ich lernen, besser Flöte zu spielen.

Weltwoche: Wenn Sie Bilder von sich selbst aus den Siebzigern und den Achtzigern als junger Mann anschauen, was fühlen Sie dann? Wie viel von diesem jungen, wilden Menschen ist noch in Ihnen?

Anderson: Tatsächlich musste ich heute Morgen einige Fotos von mir für einen Remix und ein Re-Release eines Albums von 1969 frei-



«Am liebsten bin ich mit dem Zug unterwegs»: Musiker Anderson.

geben. Ich sehe die Bilder mit einer gewissen gelösten Objektivität. Ich sehe mich, aber gleichzeitig einen anderen. Wenn ich auf die Bilder blicke, versuche ich an etwas Gleichartiges zu denken, zum Beispiel eine Rolex Cosmograph von 1972. Rolex macht dieselbe Uhr immer noch in einem etwas klobigeren, Russenfreundlicheren Design. (*Lacht*) Die Dinge ändern sich, aber sie ändern sich nicht enorm. So ist es auch mit mir, ich bin etwas anders, bin etwas abgeschmirgelter in manchen, etwas rauer in anderen Dingen.

Weltwoche: Als ich ein Teenager war, waren Sie zusammen mit Eric Clapton einer der ersten wirklichen Rockstars, die ich bewunderte. Aus Ihrer persönlichen Sicht, was war das, was Sie von einem gewöhnlichen Musiker unterschied, was gab Ihnen diese magnetische Präsenz?

Anderson: Ich habe mich selbst nie als Rockstar gesehen, sondern eher als Berufsmusiker. Auch wenn ich einige Alben verkauft haben mag, macht mich das nicht zu einem Star. Ich war immer gerne allein, auch wenn ich viele Leute kenne. Als ich noch auf Tour war, fand man mich alleine rumlaufend und nach dem schlechtesten Restaurant suchend, weil ich dort die einzige Person war. Das habe ich oft gemacht, weil mich dort niemand anspricht mit «Oh, Sie sind bestimmt ein Rockstar».

Weltwoche: Okay, lassen Sie uns einen Rockstar als jemand definieren, der im Hallenstadion Zürich vor ausverkauften Reihen spielen konnte wie Sie in den Achtzigern mit Ihrer Stormwatch Tour. Ich wollte selbst noch rein, aber es war unmöglich. Da ist etwas Mysteriöses dran, weil es auch viele gute Musiker gibt, die daran scheitern, mit so vielen Leuten in grossen Hallen zu kommunizieren. Wie konnten Sie die Aufmerksamkeit der Leute behalten, wie bekamen Sie das dazu nötige, magische Charisma?

Anderson: Es gibt wohl zwei Arten von Performern. Die einen, die sich bewusst sind, dass das Publikum dort ist, und die anderen, die es nicht sind. Sie tun einfach, was sie tun, und sind in ihrer eigenen Blase. Ich gehöre zu Letzteren, weil man auf der Bühne ganz oft sozusagen blind von all den Scheinwerfern ist und das Publikum nicht sieht. Ich sehe meine eigenen Füße, und wenn ich mich umdrehe, sehe ich meine Bandmitglieder. Alles, was ich versuche, ist, möglichst nahe an eine perfekte Performance zu kommen, auch wenn ich weiss, dass das unmöglich ist. Ich bin dann völlig in meiner eigenen Welt.

Weltwoche: Wie gingen Sie mit dem um, was man wohl den Rock-'n'-Roll-Lifestyle nennen könnte, also Sex, Drogen und Musik? War das eine Art Lebenselixier oder eine Gefahr?

Anderson: Wie ich bereits erwähnte, bin ich gerne allein. Ich gehe in mein Hotelzimmer, lese ein Buch oder schaue Nachrichten. Das tat ich schon 1969, als ich anfang rumzukommen. Für mich hat sich seitdem nicht viel geändert. Auch mein Geld hab ich gespart, es nie komplett ausgegeben. Einen Führerschein hab ich nie gemacht, Auto habe ich keins. Ich nehme den ÖV, oder meine Frau oder Kinder fahren mich, wenn ich wohin muss. Am liebsten bin ich mit dem Zug unterwegs, weshalb ich oft in Hotels nahe Bahnhöfen unterkomme, keine Luxushotels, eher zwei oder drei Sterne.

Weltwoche: Taten Sie gar nichts Selbstzerstörerisches zu jener Zeit wie Eric Clapton, der ja allerlei Drogen und Alkohol zu sich nahm?

Anderson: Dafür war ich immer viel zu langweilig. Ich wuchs in einer Zeit auf, als alle Leute, die ich bewunderte, entweder Alkoholiker oder Drogensüchtige waren oder mit psychischen Problemen kämpften. Das blieb mir als Lektion immer im Hinterkopf. Man muss das Zeugs nicht nehmen, um erfolgreich zu sein oder Musik zu mögen. Als ich aufwuchs, nahmen alle Drogen, und alle spielten Gitarre. Ich entschied mich für die Flöte und gegen die Drogen. So einfach ist das.

Weltwoche: Was haben Sie dann mit all dem Geld angefangen?

Anderson: In den Siebzigern, als ich ziemlich viel gespart hatte, kaufte ich mir Land und beteiligte mich in der Land- und Forstwirtschaft. Etwas später dann auch an der Aquakultur, alles nicht wirklich Rockstar-typische Dinge. Ich tat einfach immer, was mir Spass machte, und das war beim Rock-'n'-Roll-Lifestyle nie der Fall.

Weltwoche: Es gibt in einem Ihrer Songs den Satz: «It was a new day yesterday, but it's an old day now.» Was ist Ihre Einstellung dazu, dass das Leben nicht unendlich ist?

Anderson: Ich glaube nicht, dass der Song so negativ gemeint ist. Es ging mir nicht unbedingt um die Welt in ihrer Gesamtheit oder um ein grosses philosophisches Statement. Ehrlich gesagt, ging es um eine Frau, die ich gerade an jenem Abend traf, an dem ich auf Tour ging. Ich traf jemanden, den ich wirklich mochte, und musste dann für dreizehn Wochen weggehen. Tatsächlich, als ich von der Tour zurückkam, hatte sie auf mich gewartet, und wir heirateten zwei Jahre darauf, womit aus dem damals neuen ein mittlerweile wieder alter Tag wurde. Natürlich ändert sich das Leben, und manchmal müssen wir akzeptieren, dass es auf dem Weg Enttäuschungen gibt und Dinge schief laufen. Das ist aber nicht das Ende des Lebens, man muss optimistisch bleiben.

Weltwoche: Vielen Dank für dieses Interview. Ich wünsche Ihnen alles Beste, gute Gesundheit und viel Glück mit Ihren weiteren Projekten.

Anderson: Bestens. Bleiben Sie gesund und tragen Sie Ihre Maske.

Nicht weil sie eine Frau ist

Der Grossteil der Kritik an Annalena Baerbock hat nichts mit ihrem Geschlecht zu tun.



Kritik an der Politik der deutschen Kanzlerkandidatin Annalena Baerbock oder sich über sie lustig machen ist gleich Hass – so lassen es einige Feministinnen erscheinen – und: «frauenfeindlich!». Derselbe Umgang mit einem Politiker ist aber nicht «männerfeindlich». Die Flexibilität moralischer Ansprüche ist das eine. Das andere ist, dass man mit dieser unterschiedlichen Projektion aufgrund des Geschlechts genau das tut, wogegen man eigentlich ankämpft.

Werden Politikerinnen mehr kritisiert als Politiker? Sind sie mehr Spott, Attacken und Hass im Netz ausgesetzt als ihre männlichen Kollegen? In feministischen Kreisen lautet die Antwort inbrünstig: Ja! Ja! Ja! Der Umgang mit der Grünen Baerbock zeige «die Beharrlichkeit des Patriarchats und den Einfluss der Maskulinisten auf den politischen Diskurs», schrieb vergangene Woche eine Autorin in ihrem *Spiegel*-Kommentar. Gegen Baerbock würden Lügen kursieren, und Ziel der «Hasskampagne der Maskulinisten» sei, Frauen generell einzuschüchtern und von Machtpositionen fernzuhalten.

Als Kanzlerkandidatin steht Baerbock unter Dauerbeobachtung – genauso wie Armin Laschet. Jüngst wurden ihre akademischen Abschlüsse in Frage gestellt. Dann vermeldete die *Bild*, sie habe «versehentlich» Nebeneinkünfte in der Höhe von knapp 26 000 Euro zu deklarieren vergessen, die sie später nachgemeldet habe.

Dass Baerbocks Nebeneinkünfte thematisiert werden, geschieht natürlich nur, weil sie eine Frau ist. Einem Mann in der Politik ist so etwas noch gar nie passiert. Im Ernst, wo beginnen wir hier? Vielleicht beim Patriarchat, in dem wir schon ein Weilchen nicht mehr leben. Weisse, ältere Männer wollen uns nicht von Machtpositionen fernhalten – zumindest nicht aufgrund unseres Geschlechts. Gäbe es ein all-

mächtiges Frauenunterdrückertum, sässen weder Angela Merkel noch Ursula von der Leyen in höchsten politischen Ämtern, der Schweizer Bundesrat wäre nicht fast zur Hälfte mit Frauen besetzt, Frauen wären nicht auf allen Führungsebenen vertreten. Und sie könnten nicht aufgrund einer einzigen unbelegten Behauptung den Ruf oder die Karriere eines Mannes zerstören. Der Punkt mit dem Patriarchat zieht 2021 nicht.

Ich kann verstehen, dass für feministisch versierte Journalisten nur schon Kritik an Baerbock wie Hass erscheint. Für einen Hammer sieht auch alles aus wie ein Nagel. Zudem eignet sich der Vorwurf der Frauenfeindlichkeit gut als Einschüchterungstaktik, um Kritiker verstummen zu lassen; wer will schon als Frauenfeind oder Sexist dastehen? «Maskulinisten»: der neuste Kampfbegriff übrigens für unliebsame Männerstimmen, frisch ab Presse. Und Obacht, der Planet ist voll davon!

In unserem Nachbarland ist Wahlkampf. Dass man Kandidaten besonders streng durchleuchtet und kritisiert, ist normal. Kritik, auch harte Kritik, ist aber kein Hass, auch wenn es ihn unbestritten gibt (und er ein Problem darstellt). Man braucht auch kein Spitzenpolitiker zu sein, um im Internet Falschmeldungen oder erfundene Zitate über sich im Umlauf zu haben. Das ist übel, aber Männer sind Verleumdung und Hass genauso ausgesetzt.

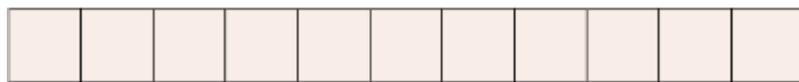
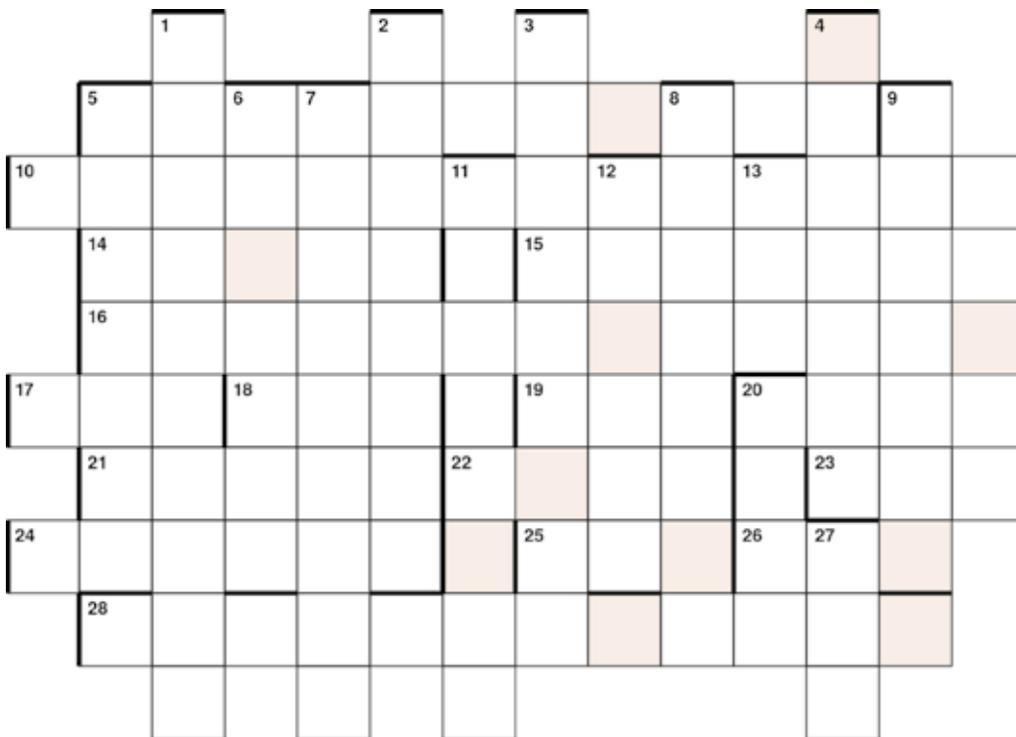
Es gibt aber einen Unterschied in der Art der Angriffe und Bedrohungen im Netz. Laut einer Studie des Pew Research Center von 2021 erleben Männer mehr Beschimpfungen, auch mehr physische Drohungen. Frauen werden mehr gestalkt und im Internet sexuell belästigt. Grundsätzlich seien Männer etwas mehr von Online-Belästigung betroffen. Diese Studie mit Amerikanern lässt sich auch auf Europa übertragen;

es spielen die gleichen Mechanismen. Misogynie existiert, und natürlich gibt es auch Hasskommentare, die rein sexistisch motiviert sind. Mein Eindruck ist aber, dass bei der Mehrheit der Kritik oder der Verbalattacken gegen Frauen wie Baerbock nicht das Geschlecht eine Rolle spielt, sondern deren Politik; der Umgang mit Politikern wird vor allem angefeuert und ist abhängig davon, wofür oder wogegen sie politisieren. Merkel, Baerbock, auch Simonetta Sommaruga: Sie erleben nicht mehr Kritik oder Hass, weil sie Frauen sind; die Anfeindungen stammen meist aus dem gegnerischen politischen Lager – und kommen auch von Frauen. Genauso wie bei Armin Laschet, Robert Habeck, Ueli Maurer.

Meine Beobachtung deckt sich mit der oben zitierten Untersuchung des Pew-Forschungsinstituts, nach der die politische Einstellung der Hauptgrund für die Angriffe ist: «50 Prozent der von Online-Belästigung betroffenen Personen sagen, die politische Haltung spiele eine Rolle bei der Belästigung.» 14 Prozent glauben, es sei aufgrund ihres Geschlechts. Das überrascht nicht. Wir leben in einer Zeit, in der von Award-Shows bis «Tatort»-Krimis alles ins Politische gezogen wird. Hinter praktisch allem steckt eine Agenda für eine Partei oder eine ideologische Denkweise. So werden auch die letzten Refugien zu Orten, die Antipathien entstehen lassen, und der Dissens in der Gesellschaft nimmt zu.

Weil heute viele Frauen an der Spitze der Politik stehen, erleben sie jene unschönen Dinge, die Männer schon immer erlebt haben. Das soll weder Beschimpfungen noch Hass entschuldigen. Männer werden hart angegangen – und Frauen auch. Gleichberechtigung hat nicht nur schöne Seiten.

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter@TamaraWernli



Lösungswort — Er gibt seinen Share wieder her.

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — **5** Die nimmt mit zunehmendem Alter *zusehends* ab. **10** Hat – haha! – ein Uhu, ruft er aha statt uhu. **14** Am längsten Tag ging an einem nach der Stadt benannten Strand Infanterie in der Normandie an Land. **15** Nicht bloss Forty Shades of Green zogen Johnny Cash dahin. **16** Er, weil überliefert als der Überlieferer, ist ein Prototyp für einen, der verrät und hintergeht. **17** Der olle «Schalternator» auf dem Tastenkasten. **18** Ein Maximum von 160 Zeichen muss für das dienstliche Schreiben reichen. **19** Wessen Rohrblatt schwingt und Schallrohr klingt, wenn Clinton swingt. **20** Indirekt am Ort ebendort direkt präsent, zuzüglich züglisch exzellent. **21** Lernt einer oder eine im Französischunterricht für einen oder eine im Französischunterricht. **22** Two weniger als die Antwort auf die letzte Frage mit einem mehr. **23** Kurz etwa für Grüppchen von Ziffern, die etwas beziffern. **24** Der Kern macht das überschwere Wasser überschwer; der Kerl manipuliert mit einem Schneckenhorn das Meer. **25** Veertig durch veertig und fertich! **26** Eine im Korbssport assoziierend Operierende. **28** Der, der referiert, während Zuhörer schlummern oder der, der schlummert, währenddem er referiert.

Senkrecht — **1** Das ist zwar noch nicht ganz klar, doch zwischen schein- und offenbar. **2** Die altfretsche Art, einen, oftmals personellen, Laufpass auszustellen. **3** Einer wie der ist ständig zuständig für süsse Küsschen aus grossen Küchen. **4** Ein Zusammenkommen einst Auseinandergegangener. **5** Der Anglizismus, der medialen Spass ruiniert, weil er vorweg darüber informiert, was passiert. **6** Hörer-und-Fon-Kombination in Kopf-and-Satz-Formation. **7** Wie – wie bloss?! wie bloss! – einer mit Gewissen sich spätestens im Wissen, dass Gewisse wissen, was er verhüllt, fühlt. **8** Ist alles, was bei Anspannung nützt, indem es Abspannung unterstützt. **9** Der grösste europäische Zwerg lebt mitten im franko-iberischen Berg. **11** Die Moskauer Brand von Slawenbrand ist mittlerweile in britischer Hand. **12** Sind auf Beauforts Stufenleiter absolute Spitzenreiter. **13** Von vorne wie von hinten schwer zu finden. **20** Mann am Diagramm partiell vermengter Mengen. **27** Der schöne Teil des schönen Paese.

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 718



Waagrecht — **6** RADAUBRUEDER **11** AKTIENINDIZES **14** AURUM: lat. Gold, es ist nicht alles Gold, was glänzt. **15** BENEIDEN **16** BIMA: hebr. Bühne, in Synagogen die Kanzel zum Verlesen der Tora **17** EIGENART: Anagramm von «Nagetier» **18** [THUR] [GAU]: Wird, zumindest von den Solothurnern (Honoluluern), scherzhaft Mostindien genannt. **21** EKNAD: rückwärts danke **23** SIZE: engl. Grösse **24** FUNKI **25** TAG: eines Graffiti-Künstlers Signatur **26** NEU? Nein, mit Perwoll gewaschen! (aus der Werbung) **27** RANK: Ränke schmieden **28** ANITA: Lied von Costa Cordalis **29** REBELL **30** GES **31** Mike and IKE

Senkrecht — **1** LAKRITZE: Bärendreck **2** KAIMAUER **3** AB[NEIGUNG] **4** LUNE de miel: franz. Flitterwochen **5** DEZERNATE: von lat. decernere=entscheiden **6** RAUBEI-NE: Anagramm von «Bauernei» **7** UEBERFALL **8** RINGANKER **9** DIDAKTIK **10** RENT: engl. Miete **12** (Scheich/Reich)TUM **13** DINEIN: dine-in restaurants **19** HEUER **20** (Wortba)UKAS(ten): Präsidentenerlass z. B. in Russland **22** Aus der blauen AGAVE wird Tequila gemacht.

Lösungswort — **RINGGRANATE**

EMS

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien



NICHT STAUNEN.
PROBE FAHREN.



MOKKA-e

LEASING FÜR

CHF 279.-/MT.

INKL. SWISS PACK IM WERT VON CHF 1'100.-



O P E L



Leasingbeispiel: Mokka-e Edition inkl. Swiss Pack (CHF 1 100.-) und Metallic-Lackierung (CHF 900.-), Automatik-Elektroantrieb mit fester Getriebeübersetzung, 136 PS, Katalogpreis CHF 38 200.-, empfohlener Verkaufspreis CHF 36 700.- nach exklusivem Leasingrabatt (nicht gültig bei Barkauf), Sonderzahlung CHF 8 940.-, Leasingrate CHF 279.- pro Monat inkl. MwSt., Rücknahmewert CHF 16 732.-, effektiver Jahreszins 1,96%, Leasingdauer 49 Monate, Kilometerleistung 10 000 km/Jahr. Abbildung: Mokka-e Ultimate, Automatik-Elektroantrieb mit fester Getriebeübersetzung, 136 PS, Katalogpreis CHF 45 450.-, empfohlener Verkaufspreis CHF 43 950.- nach exklusivem Leasingrabatt (nicht gültig bei Barkauf), Sonderzahlung CHF 10 170.-, Leasingrate CHF 349.- pro Monat inkl. MwSt., Rücknahmewert CHF 19 907.-, effektiver Jahreszins 1,96%, Leasingdauer 49 Monate, Kilometerleistung 10 000 km/Jahr, 0 g/km CO₂-Ausstoss, Durchschnittsverbrauch 17,0-18,3 kWh/100 km, Energieeffizienzklasse A. Angebot nur in Verbindung mit dem Abschluss einer Ratenausfallversicherung SECURE4you*. Obligatorische Vollkaskoversicherung nicht inbegriffen. Leasingkonditionen unter Vorbehalt der Akzeptanz durch die Santander Consumer Schweiz AG, Schlieren. Der Abschluss eines Leasingvertrags ist unzulässig, sofern er zur Überschuldung des Leasingnehmers führt. Gültig bis 30.06.2021 und nur bei teilnehmenden Opel Partnern. Preisänderungen vorbehalten.